

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 40 (1962-1963)

Heft: 1

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zürcher Student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Universitätstr. 18, Zürich 6 • Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstr. 37, Zürich 1, Tel. 23 83 83 • Druck und Versand: Carta Druck AG, Hornbachstr. 50, Zürich 8, Tel. 24 46 30
Redaktion: Peter Widmer, Rudolf Schilling (Uni); Martin Küper, Ralph Bänziger (Poly) • Redaktionsschluss für Nr. 2: 22. 5. 1962 • Preise: Einzelnummer 80 Rp., Jahresabonnement Fr. 5.—

Der neugeborene «Zürcher Student»

Hiermit, am Anfang seines 40. Lebensjahrs, stellt sich unser Blatt in seinem neuen Gewand vor.

Es war für seine Seele keine leichte Operation, aus der Haut des Heftchens in die Zeitungsblätter zu schlüpfen; man denke nur daran, dass es jetzt 10 Jahre her sind, seit eine Kommission die Frage der Formatänderung zu prüfen begann, und dass sich in der Zwischenzeit einigemale Stimmen meldeten, die dem «Zürcher Student» den Tod prophezeiten oder gar bebten wollten. Das schwierige Kind hat alle An- und Eingriffe überlebt und kann jetzt sogar einem neuen Lebensabschnitt entgegen schauen.

Mit diesem Anfang findet eine lange und schöne Periode des «Zürcher Studenten» ihren Abschluss. Sie begann vor 40 Jahren mit den folgenden Leitworten:

«Das ersetzte Ziel jeder Vereinigung ist naturgemäss darauf gerichtet, von ihren Ideen und Bestrebungen der Öffentlichkeit sinnfälligen Ausdruck zu geben, ein Sprachrohr und ein Bindeglied für den Einzelnen der Organisation zu schaffen. Nur der ständige Gedankenaustausch und die freie Aussprache können gemeinsame Arbeit befruchten. So ist es verständlich, dass die Organisation der Studentenschaft der Zürcher Universität seit dem Tage ihres Bestehens nach einem Publikationsmittel suchte. Es liess sich die längste Abhandlung über dieses Suchen schreiben: Bei den Redaktionen der Tageszeitungen wurde wiederholt und erfolglos angeklort, Versuche, in einer bestehenden Zeitschrift Raum zu erhalten, waren aussichtslos, — endlich scheint die Idee mit der heute erstmals an die Öffentlichkeit tretenden Zeitschrift ihre Verwirklichung gefunden zu haben.»

Doch es scheint dem jungen «Zürcher Student» nicht gut gegangen zu sein. Davon zeugt der erste Satz des redaktionellen Vorworts zu Heft 1 des 4. Jahrgangs:

«Ein siecher Kranker hat unser «Zürcher Student» ein drittes Lebensjahr gefristet; kaum gelesen, selten liebevoll unterstützt, war er eine Pflanze, die nicht sterben und doch kaum leben konnte.»

Noch im Heft 1 des 6. Jahrgangs nannte die Redaktion ihr Pflegebefohlenes «Sorgenkind?» — immerhin bereits mit Fragezeichen — und beklagte sich über «Interesslosigkeit seiner Umgebung».

Dem scheint aber schon im nächsten Heft ein Artikel ein Ende gemacht zu haben: Er stammte aus der Feder einer deutschen Studentin und warb in flammenden Sätzen und mit vielen Ausrufezeichen für die Polygamie! Die Verfasserin schränkte ihre Forderung allerdings dahin ein, dass nur für Männer die Polygamie eingeführt werden sollte...

In den folgenden Nummern findet sich nirgends mehr ein redaktioneller Vermerk, der sich über Stoffmangel beklagt.

Es scheint von da an überhaupt mit dem «Zürcher Student» aufwärts gegangen zu sein. Wir begegnen unter den Mitarbeitern vielen uns heute geläufigen Namen: Max Frisch, Gottlieb-Heinrich Heer, W. R. Corti, Eugen Böhler, Robert Eibel, F. L. Sack, und vielen anderen. Hans Barth, zeitlang Ordinarius für Philosophie, war eine Zeitlang Redaktor, und es gab im «Zürcher Student» viele grosse philosophische Artikel zu lesen.

In den 30er Jahren und in der Kriegszeit war unser Studentenblatt im Schwung. Im Jahre 1936 konnte z. B. ein scheidender Redaktor (Max E. Eisenring) folgendes berichten:

«Der Redaktor wird kaum einen Artikel steigen lassen können, ohne dass ihm von der Gegenseite eine Flut von mehr als geharnischten «Entgegnungen» in ultimativster Form zur schleunigsten Drucklegung vorgesezt wird. Es kann dem Redaktor aber auch passieren, dass er in seinem Briefkasten noch kaum getrocknete Exemplare seiner neuesten Nummer findet, geschmückt mit farbigen Streichungen und Ausrufezeichen jeder Dicke.»

Und:

«Die Anfechtungen verblissen neben der erfreulichen Tatsache, dass der «Zürcher Student» eines der wenigen — wenn nicht das einzige — von Studenten geschriebene und geleitete (und nicht zensurierte!) Organ in Europa ist, das seit bald 15 Jahren unentwegt auch politischen Diskussionen offen stand und dabei trotz der politischen Heterogenität unserer Studentenschaft als gesamtstudentisches Blatt gedeihen konnte. Das zeigt, dass die Begriffe Toleranz und Demokratie für die überwältigende Mehrheit der Studentenschaft noch so lebendig sind wie je. Das darf auch einmal gesagt werden; denn ich halte es ganz mit meinem geschätzten Nachfolger: man soll gerade heute auch Positives nicht verschweigen.»

Dieser «geschätzte Nachfolger» hiess Fritz Tschudi (heute als Fridolin bekannt), und er konnte den «Zürcher Student» einen «kräftigen, nunmehr gut dreizehnjährigen Jungen» nennen. Was es damals in unserem Blatt alles zu lesen gab, davon kann nichts anschaulicher berichten als Fritz Tschudis «Schlusserguss» im Oktober 1938:

SCHLUSSERGUSS

Festgesänge, Nekrologien, Lobeshymnen, scharfe Rügen, Hochpolitische Sentenzen, Sozialreformentzenden, Donnerwetter, milde Worte Jeder Prägung, jeder Sorte, Akademisch Hochgeschraubtes, Novitäten und Versäubtes, Geistes- und andre Sachen, Manchmal auch etwas zum Lachen, A la Schiller oder Polgar, Schrieb man, bis die Seite voll war, Je nach Können und nach Stimmung, Teils mit Vorsicht, teils mit Schwingung; Und es fand sich auch zuzettein Lyrisches auf diesen Seiten. Doch das Meiste war in Prosa, Himmelstauzig oder rosa, Tiefergründet, oberflächlich, Männlich, weiblich oder sächlich, Von Doktoren und von denen, Die sich nach dem Abschluss sehnen: Philologen, Mediziner, Rechtsgelehrte, Gottesdiener, Häuser- und Maschinenbauer, Diplomierte Leichenschauer; Kaka, Sozi, Kommunisten, Frauenrechtler, Pazifisten, Liberale, Frönlirkerkneben, Ticinesi oder Schwaben, Welsche Klarheit, deutsches Feuer, Lauwarm, siedend, ungeheuer Oder, wenn es galt, noch besser: Wenn der Schreiber ein Professor; Wissenschaftler, Künstler, Dichter, Birsgeheite Kirchenlichter Oder blaubeustrumpfte Damen, Die sich ziemlich wichtig nahmen. — Kurz, es schrieb so ziemlich alles. Aber vieles nötigenfalls. Wäre lieber nicht erschienen Und würd' andern Zwecken dienen. Denn es gab auch Sorgenkinder: Nimmermüde Zeilenschinder, Meckerer und Kritikeraster, Tugendbolde, frei von Laster, Frei von aller Erdenschwere, Frei von Uebermass der Leere, Frei von allen Nichtigkeiten; Denn ihr Lösungswort war: Streiten! — Lieber Leser, trotz den allen Hat's in summa mir gefallen.

Es gab damals im «Zürcher Student» so viel Zündendes, Originelles und Gescheites zu lesen, dass in einem Artikel «Der Zürcher Student ganz privat» (1. Heft des 18. Jahrgangs 1940/41) Max Bertschinger fordern konnte:

«Unser «Zürcher Student» gehört in jede Buchhandlung und an jeden Kiosk.»

Während des Kriegs war der «Zürcher Student» für viele diensttuende Studenten noch das einzige, was sie mit der Hochschule verband; einige Zuschriften «aus dem Feld» berichteten dankbar davon. Obwohl in der Kriegszeit der «Zürcher Student» in finanzieller Notlage war, und die Artikel nicht mehr honoriert wurden, erwähnen redaktionelle Anmerkungen weiterhin einen «gewaltigen Stoffandrang» und bitten um Entscheidung, dass viele der zugegangenen Artikel wegen Platzmangels lange nicht gebracht werden konnten. Was für Zeiten, da ein scheidender Redaktor (Bino Bühler) folgendes sagen konnte:

«Die Redaktionsführung hat mir viel Vergnügen bereitet, besonders weil ich von der Seite der Leser immer wieder ein dankbares Echo vernehmen durfte. Die Gewitterladungen der heftigen Diskussion, die dadurch bewirkt wurden, haben noch immer eine Klärung der Geister bewirkt.»

Erst nach dem Krieg kamen dann Zeiten, die eher an die heutigen erinnern. Da war z. B. im Heft 3 des 24. Jahrgangs (1946/47) auf der ersten Textseite nichts weiter zu sehen als ein grosser schwarzer Tintenkleck; und in Kleindruck stand unten an der Seite der Vermerk: «Dieser Tolggen ist kein Versehen der Druckerei, sondern das ist jener Tolggen, bei dem die meisten Studenten es bewenden lassen, nachdem sie sich vorgenommen hatten, etwas für den «Zürcher Student» zu schreiben.»

Es gab aber seither trotzdem viele gute Hefte und viele gute Artikel. Einige Sondernummern stechen heraus, z. B. die beiden über Architektur und über die Ausstellung «Sie leben heute» im Jahre 1953, oder aus neuester Zeit die Europa-Sondernummer 1957 und die Literatur-Sondernummer 1960.

In dieser ganzen Zeit seit 1923 präsentierte sich der «Zürcher Student» als Heft; die einzige wesentliche äussere Neuerung war, dass man vom 35. Jahrgang an die Titelseite mit einer Photographie oder einer Zeichnung schmückte.

Es ist also jetzt das erste Mal, dass der «Zürcher Student» eine vollständig neue Ausstattung, gewissermassen einen neuen Körper bekommen hat: Er ist damit nach 40 Jahren wieder zum Säugling geworden. Es geht nun darum, dass wieder etwas aus ihm wird; und dazu bedarf es vor allem richtiger, kräftiger und reichhaltiger Ernährung. Wir möchten, dass er recht schön dick werde, und wenden

uns deshalb an Euch, liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen: Gebt unserem Kind viel, viel zu essen, d. h. schreibt für unser Blatt so viel und so nahrhaft ihr könnt!

Wir wenden uns damit an alle, die etwas Eigenes denken, an alle, die in der Uni- und Polybar nicht nur konsumieren, sondern auch diskutieren: Berichtet, was Euch beschäftigt!

Wir wenden uns an alle Zirkel und Vereine, die miteinander Bücher lesen und durcharbeiten, an alle Diskussionskränzchen: Bleibt nicht allzu privat! Sondern fasst die Ergebnisse Eurer Arbeit zusammen! Das wird für Euch selbst gut sein, und auch die andern haben dann etwas davon.

Behutsam aber eindringlich wenden wir uns auch an alle mehr oder weniger heimlichen Poeten: Wir möchten für Eure Gedichte und Kurzgeschichten, für Eure Fabeln, Parabeln und Aphorismen in jeder Nummer einige Spalten reservieren. Haltet also nicht hinter dem Berg! Lasst den kostbaren Inhalt Eurer Schubladen unseren Spalten zugut kommen! Ihr dürft, wenn Ihr wollt, pseudonymisch erscheinen; und Diskretion sei Euch sowieso zugesichert.

Ein spezieller Hinweis noch für unsere Studentinnen: Ihr findet schon in dieser Nummer eine Spalte, die ganz für Euch, Eure Sorgen und Nöte, Eure Freuden und Fragen reserviert ist. Benützt die Gelegenheit! Hier könnt Ihr unbefangene Euch äussern. Oder es kann Euch durch unsere in solchen Sachen Erfahrene Wilhelmine, die wir zur Betreuung Eurer Spalte haben gewinnen können, Beratung zuteil werden (an Wilhelmine gerichtete Briefe werden von den Redaktoren nicht aufgemacht!).

Lasst also unser Neugeborenes nicht verhungern! Schli.

Die Universiade in Villars

An der Universiade nahmen ca. 330 Studenten und Studentinnen aus 22 Ländern teil. Es wurden Wettkämpfe ausgetragen in den alpinen und nordischen Skidisziplinen, sowie im Eiskunstlauf und Eishockey. Ziel und Zweck der Universiade waren aber nicht bloss die sportlichen Wettkämpfe. Vielmehr sollte die Universiade auch dazu dienen, Kontakte zwischen Studenten aus den verschiedensten Ländern herzustellen, sollte helfen, einander trotz politischer Gegensätze besser zu verstehen.

Um das weniger heikle Thema des sportlichen Gehalts vorwegzunehmen, so kann gesagt werden, dass hier das Soll sicher erfüllt wurde, denn es wurden von den Besten durchweg ausserordentliche Leistungen vollbracht. In den alpinen Skiwettkämpfen lieferten sich vor allem die Oesterreicher, Deutschen und Franzosen spannende Kämpfe. So wurde das Abfahrtsrennen der Herren von Franzosen Mollard mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 95 km/Std. gewonnen. Im Langlauf durchliefen die besten Russen, Polen und Tschechen die schwierige, 12 km lange Strecke in ausserordentlich kurzer Zeit und vollbrachten dabei sportliche Leistungen, wie man sie in der Schweiz nur selten zu sehen bekommt. Im Eishockey waren es die Mannschaften der Tschechoslowakei und Russlands, die technisch brillantes Eishockey spielten, und im Eiskunstlaufen gewannen die Schweizer Geschwister Johner im Paarlaufen und bei den Herren der Europameister Calmat dank glänzender Darbietungen die Goldmedaille.

Wurde aber auch das andere Ziel, nämlich, dass man einander kennenlerne, miteinander diskutiere und womöglich sich besser zu verstehen lerne, erreicht? Hat die Universiade sog. «völkerverbindende» Wirkungen gezeigt? Dabei interessieren natürlich vor allem die Beziehungen zu den Teilnehmern aus den Staaten jenseits des eisernen Vorhangs.

In der Diskussion um die Universiade war oft behauptet worden, die östlichen Sportler seien ideologisch so gut geschützt, dass sie einen naiven Schweizer geradezu zum Kommunismus bekähren könnten, oder dass sie zum mindesten in einem politischen Gespräch mit Leichtigkeit die Oberhand behielten. Es wurde deshalb gefordert, dass auch die Schweizer Teilnehmer mit staatsbürgerlichen Kenntnissen gewappnet zum sportlichen Wettkampf antreten müssten.

So wurde denn auch uns Schweizern vor der Universiade einige Schriften des Ost-Institutes zugesandt, und am ersten Abend in Villars hielt ein Mitarbeiter des Ost-Institutes einen kurzen Vortrag über die Problematik der sportlichen Ostkontakte und die Haltung, die wir gegenüber den kommunistischen Teilnehmern einnehmen sollten. Der Redner war der Auffassung, dass wir eine politische Diskussion nicht suchen sollten, sondern uns lediglich bemühen sollten, den Konkurrenten aus dem Osten möglichst freundlich gegenüberzutreten, um den Eindruck zu erwecken, in der Schweiz seien freundliche und zufriedene Menschen, aber nicht böse Kapitalisten und Kriegshetzer zu Hause. Im übrigen wurde uns versichert, dass das Ost-Institut der Universiade nicht ablehnend gegenüberstehe.

Wir waren also theoretisch recht gut vorbereitet; die Wirklichkeit unserer Beziehungen zu den Studenten aus dem Osten wurde dann aber von etwas anderem gekennzeichnet, nämlich von Sprachschwierigkeiten. Keiner der russischen Teilnehmer sprach eine westliche Sprache, wie auch kein Schweizer Russisch konnte. Bloss mit Hilfe von Gesten lassen sich aber nur sehr schwer Beziehungen anknüpfen, und es entwickelten sich keine Diskussionen. Unsere Kontakte mit den Russen beschränkten sich deshalb darauf, dass man gelegentlich untereinander Abzeichen tauchte. Die Behauptung, die russischen Sportler seien dazu ausgebildet, kommunistische Propaganda in ein westliches Land zu tragen, erwies sich somit im Falle Villars als unrichtig. Was bei den Russen besonders auffiel, war ihr stark nationalisiertes Gepräge. Dieses äusserte sich nicht nur in ihrer ganz einheitlichen Kleidung und darin, dass sie meist nur in grösseren Gruppen nie vor der Heimtücke der westlichen Teilnehmer machten sie ausserdem ständig einen unnatürlich ernsten, fast verkrampften Eindruck, wie wenn sie eine äusserst wichtige Mission zu erfüllen hätten. Wahrscheinlich waren sie vor der Heimtücke der westlichen Teilnehmer gewarnt worden und hatten Weisung, sich nicht mit diesen einzulassen. Sie waren nämlich sehr misstrauisch; als wir einmal einigen Russen Bonbons anboten, wiesen sie diese entschieden zurück. Mit den Tschechen, Bulgaren und besonders den Polen konnte man sich dagegen besser verständigen. Man sprach

über das Wetter, den Schnee und über Wachstumsprobleme, aber man mied politische Themen. Nicht dass etwa alle schweizerischen Teilnehmer politisch desinteressiert gewesen wären, aber bei Pulverschnee, Sonnenschein und nervöser Wettkampfatmosphäre politisierte sich eben schlecht. Wir Schweizer unterhielten vor allem gute Beziehungen zu den Polen. Diese erwiesen sich als sehr aufgeschlossene und fröhliche Menschen. Manche von ihnen waren sicher ebenso wenig Kommunisten wie wir. Im Eishockeymatch zwischen Schweden und der Tschechoslowakei nahmen sie ganz entschieden für die Schweden Partei. Als wir eine Polin fragten, warum sie denn nicht die Tschechen anfeuert, meinte diese, die Polen hätten halt ihre Nachbarn nicht so gern. Die Studenten aus dem Osten schienen gar kein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl zu besitzen. Jedenfalls traf man nur ganz selten Angehörige zweier Oststaaten miteinander an. Von allen Eishockeyspielen war dasjenige zwischen der UdSSR und der Tschechoslowakei weitaus das härteste; zwei Tschechen mussten verletzt vom Platz getragen werden. Sonst aber verliefen alle Spiele und Skiwettkämpfe reibungslos. Es gab keine Proteste und keine bösen Worte über angebliche Ungerechtigkeiten, wie das bei Wettkämpfen sonst oft vorkommt. Das Hauptverdienst an dieser Tatsache kommt neben der fairen Einstellung aller Konkurrenten vor allem den schweizerischen Organisatoren der Universiade zu, die tadellose Arbeit verrichteten.

Wir haben uns oft gefragt, welchen Eindruck die Teilnehmer aus den Oststaaten wohl von Villars heimbrächten. Villars ist ja ein sehr mondäner Kurort: das Dorf besteht ausschliesslich aus einigen Hotels, Dancings, teuren Ladengeschäften und sehr schönen Chalets. Das Skigebiet ist durch mehrere Bahnen und Skilifte gut erschlossen, und es besteht eine Kunstseilbahn, die das ganze Jahr geöffnet

ist. Kurz, es ist alles perfekt, jeder Tag ist wie Sonntag, denn arbeitende Leute sieht man fast nicht. Nun schienen sich aber vor allem die Russen, die sehr bescheiden ausgerüstet waren (die meisten hatten als Kleidung bloss Skihosen, Skijacke und Skischuhe, die ihr offizielles Tenue darstellten), bei all diesem Luxus nicht recht wohl zu fühlen. Es dürfte den russischen Offiziellen nicht schwer gefallen sein, ihre Schützlinge davon zu überzeugen, dass man ihnen da ein potemkinsches Dorf präsentiert habe und dass die wirkliche Schweiz ganz anders aussehe (was bis zu einem gewissen Grad auch wahr ist). Dennoch dürfte wohl die meisten Teilnehmer der Universiade einen positiven Eindruck von der Schweiz gewonnen haben.

Am 12. März ging die Universiade, die zu grossen Diskussionen Anlass gegeben hatte, zu Ende. Hat nun die Durchführung der Universiade in der Schweiz und unsere Teilnahme der Sache des Westens wirklich geschadet, wie dies behauptet worden war? Ich glaube dies aus mehreren Gründen nicht. Erstens wird die politische Bedeutung der Sportkontakte wohl stark überschätzt. Die kulturellen und vor allem den wirtschaftlichen Ostkontakten kommt sicher eine viel grössere Bedeutung zu. Zweitens werden die kommunistischen Politiker keine Gelegenheit haben, die Ueberlegenheit ihres Systems über das des Westens dadurch zu «beweisen», dass sie auf die Ueberlegenheit der kommunistischen Sportler hinweisen. Die Teilnehmer aus kommunistischen Staaten haben nämlich bloss 19, diejenigen aus dem Westen aber 36 Medaillen gewonnen. Vor allem aber glaube ich, dass die erfolgreiche Durchführung der Wettkämpfe bei den meisten Teilnehmern, auch bei denen aus dem Osten, einen guten Eindruck hinterlassen hat. In diesem Falle aber wäre die Universiade sogar ein Erfolg gewesen.

Ch. Jexler, ur.

GStR-Ratsbericht

Die Sitzung vom 12. 2. 62

Wie gewohnt herrschte zu Beginn der Sitzung grosser Lärm (die Traktandenliste muss unter den Mitgliedern natürlich noch diskutiert werden), was den Präsidenten (Typus: rauhe Schale, warmer Kern) veranlasste, die Mitglieder des hohen Rats zu bitten, die Schnauze zu halten. Nach der Begrüssung konnte man sich, dank der Wirkung dieser Aufforderung, an die Arbeit machen. Einmal mehr stand das Projekt Hafouz auf der Traktandenliste. Da der obligatorische Beitrag in der Urabstimmung bei einer Beteiligung von 25,5% der Studentenschaft mit 697 Nein gegen 91 Ja abgelehnt worden war, musste sich der GStR erneut mit dieser Frage beschäftigen. Mit 41 gegen 2 Stimmen wurde der Antrag des KStR auf Erhebung eines freiwilligen Beitrags angenommen. Es ist sehr zu hoffen, dass dieses Projekt, das von der Arbeitsgemeinschaft für praktische Entwicklungshilfe mit wirklichem grossen Einsatz ausgearbeitet wurde, von möglichst vielen Studenten durch Entrichtung dieses kleinen Semesterbeitrages unterstützt wird. Der Unibar wird, dank seinem grossen Erfolg, einen Beitrag von ca. Fr. 7000 an das Projekt entrichten. In der Diskussion um das Projekt Hafouz war immer wieder betont worden, dass unsere Entwicklungshilfe studentisch sein müsse, d. h. im Rahmen unserer Möglichkeiten (was studentisch sei und was nicht, wurde nicht immer gleich definiert). Jedes, auch ein studentisches Projekt der Entwicklungshilfe ist für seine Ausführung auf Geld angewiesen. Die meisten Studenten haben aber keines. Regula Stolba, Präsidentin der Arbeitsgemeinschaft für praktische Entwicklungshilfe, machte auf eine durchaus «studentische» Möglichkeit der Geldbeschaffung aufmerksam: die Arbeitstage, die vom 14. bis 19. Mai stattfinden.

Christoph Arni beklagte sich in seinem Bericht über den grossen Erfolg der Kerzenaktion 1961 einmal mehr über die mangelnde Teilnahme der Studenten. Zu unserer Ehrenrettung dürfen wir vielleicht doch sagen, dass es sich für die meisten Oberseminaristen bei der Kerzenaktion um etwas Einmaliges handelt, während sich die Studenten jedes Jahr zur Verfügung stellen. Es ist erstaunlich, dass trotz den vielen, beinahe gleichzeitigen Aktionen die Zürcher so viele Kerzen kauften, dass ein neuer Höchstverkauf von Fr. 72 000.— erzielt werden konnte.

Die Initiative EglI betreffend Scripta dürfte bei vielen auf reges Interesse stossen. Der KStR erhielt die Aufgabe, sich bei anderen Universitäten über die Herausgabe von vervielfältigten Vorlesungen zu orientieren. Der Ratsschreiber wird hoffentlich nach der ersten Sitzung des Sommersemesters in der Lage sein, nähere Auskünfte über die Lösung dieses Problems zu bringen. Wer sich schon öfter mit viel Mühe für die Zeit seiner Militärdienstabweisung nach einem Schreiber umsehen hat, wird diese Neuerung sehr begrüessen. Doch bis so weit ist, müssen noch einige Schwierigkeiten überwunden werden. An den juristischen Fakultät z. B. ist der Handel mit Nachschriften ausdrücklich verboten.

Mit dem Problem der ungenügenden Verpflichtungsmöglichkeiten befassten sich zwei Traktanden. Ueber die Initiative Fischer liegt ein eigener Bericht vor (vergl. «Die Initiative Unibar»). H. von Philipsborn fand, dass endlich etwas getan werden müsse zur Schaffung eines zweiten Studentenhomes. Und nicht nur das: es stellte sich ausserdem der gesamte Fakultätsausschuss der phil II zur Verfügung, um das bestehende Projekt Schinz tatkräftig — unter anderem durch eine Eingabe an den Regierungsrat — zu fördern.

Die Wahlen verliefen wie gewohnt ruhig. Präsident des KStR bleibt Johannes Fulda, iur., zum neuen Präsidenten des GStR wurde Adrian Leutenegger, med. gewählt, da Guido Wetli studienhalber sein Amt niederlegte.

Der Ratsschreiber

Die Initiative «Unibar»

Immer wieder werden unter Studenten, die die Unibar benutzen, Stimmen laut, wie: dieser Betrieb genüge normalen Bedürfnissen der Verpflegung nur unzureichend; das Essen befriedige einen angeregten Appetit und durchschnittlichen Geschmack oft nicht; man müsse zur Bedienung am Mittag stets lange anstehen und finde, mit dem beladenen Tablett in der Hand, kaum einen freien Platz; der Kaffee sei manchmal weniger als mittelmässig. Solche Vorwürfe werden gegen die Unibar im Hauptgebäude und teilweise auch gegen die Bar im Zahnärztlichen Institut erhoben.

Wir empfanden oft ähnlich, dachten darüber nach, besahen die Unibar genauer und fanden da und dort Mängel und auch Gründe dafür.

Zum ersten: Die Unibar ist räumlich und mit ihrer Restaurationsrichtung nicht instande, als Mensa für jene Zahl von Studenten zu dienen, die sie jetzt benutzen, geschweige denn für alle diejenigen, die sie benutzen würden, wenn sie genügen könnte. Die getroffenen Notlösungen täuschen nicht darüber hinweg. Wir sind keineswegs die ersten, die das feststellen. Die Universität ist seit Jahren um Neubauten bemüht, die auch eine Mensa und Aufenthaltsräume für die Studenten umfassen sollen. Die Verwirklichung wird indessen wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen. Der Grosse Studentenrat wählte in seiner letzten Sitzung einen Mittelsmann zwischen Universität und Studentenschaft, der unsere Interessen vertritt.

In der selben Sitzung des GStR haben wir eine Anregung «Zur Verbesserung der Verpflegungsmöglichkeiten in der Unibar» vorgebracht, worauf sich spontan eine Kommission konstituierte (vgl. Protokoll der GStR-Sitzung vom 12. Febr. 1962).

Es ist nicht unsere Absicht und Aufgabe, irgendwelche baulichen oder einrichtungsmässigen Änderungen an der Unibar vorzuschlagen. Wir wollen einzig und auf möglichst kurze Frist an jenem in der Bar Gebotenen, an welchem wir, ohne übertriebene Anforderungen zu stellen, etwas aussetzen haben, eine Verbesserung erreichen. Dabei wird uns besonders die beiden Mittagsmenüs und den — am Mittag als Ersatz, abends als Nachtessen angebotenen — Kalten Teller im Auge.

Die Universität hat den Betrieb der Unibar dem Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften übergeben. Der Verein ist nicht verantwortlich für die Einrichtung der Bar — also auch nicht für ihre diesbezügliche Leistungsfähigkeit. Von da her sind ihm bereits Grenzen gesetzt; es ist beispielsweise bei dem verwendeten Kochkesselsystem unmöglich, Pommes frites auf die Speisensliste zu nehmen. Dennoch sind wir der Ansicht, dass in dem vorgegebenen Rahmen verbesserte Leistungen möglich sind, denn es gibt noch andere die Qualität mitbestimmende Faktoren, etwa die Wahl der Nahrungsmittel, der Zutaten usw. Dazu gehöre auch der Preis, wird man uns entgegenhalten! Gewiss, aber auch da scheint uns, — preisvergleichend — stehe dem Betrieb bei den jetzigen Preisen ein, wenn auch begrenzter, Spielraum zur Verfügung. Wir sind daher skeptisch gegenüber dem Vorschlag einer Preiserhöhung, z. B. des Fleisch-Menüs, und der damit verbundenen Verbesserung. Zumal da nicht garantiert werden kann, dass die genannten kochtechnischen Unzulänglichkeiten jene qualitative Ausschöpfung des grösseren finanziellen Spielraumes ermöglichen, die wir bei höherem Preis fordern dürfen.

Wir wollen uns jetzt nicht über die weiteren Postulate verbreiten. Die Kommission wird zu geeigneter Zeit dem GStR einen Bericht vorlegen und die Studentenöffentlichkeit informieren. Vor allem aber hofft sie, dass die zu fordernden Veränderungen bald spürbar werden.

Für die Kommission «Unibar»
Robert Fischer, phil I

SPORT
der hochschulen

Turnen und Sport

Turnen und Sport haben sich zu einem festen Bestandteil des studentischen Lebens in Zürich entwickelt. In den nächsten Nummern des Zürcher Studenten werde ich über den Sportbetrieb des Akademischen Sportverbandes Zürich (ASVZ) berichten, wobei es mir nicht darum geht, Propaganda zum Zwecke der Breitenentwicklung zu machen, sondern eher um eine Bestandesaufnahme, mit der Nebenabsicht, die Studierenden auf den Übungsbetrieb auf der neuen Hochschulsportanlage vorzubereiten. Dabei hoffe ich, dass den Worten des Hochschulsportlehrers auch solche der Studierenden folgen werden.

Zuerst wollen wir uns mit den Sporttreibenden selbst befassen. Im Winter 61/62 haben sich beim ASVZ 2053 Studierende = 25,2% aller Immatrikulierten eingeschrieben. Ist das viel oder wenig? Der Standpunkt bestimmt die Antwort. 2000 Sporttreibende ist sehr viel, 25% eher bescheiden. Nun verfährt aber diese Prozentzahl die eigentlichen Verhältnisse. Von den Erstsemestrigen turnen 30—40%. Diesen Winter waren es 34,2% der ETH und 31,0% der Universität. Im Vorwinter waren es sogar 39% der Erstsemestrigen Polianer. Diese Zahlen zeigen, dass mit der Dauer des Studiums die Beteiligung am Turn- und Sportbetrieb sinkt. Die Gründe dafür sind gut bekannt, und wenn von den Diplomanden und Doktoranden nur noch knapp 5% turnen, so ist dies wohl verständlich. Anhand dieser Beobachtungen kann man annehmen, dass fast die Hälfte aller Studierenden einmal während ihres Studiums die Turn- und Sportübungen des ASVZ besuchen. Dies ist sicher eine erfreuliche Feststellung.

Keine grosse Beteiligung zeigen die Studentinnen. Von den rund 800 Kommilitoninnen in Zürich turnen nur rund 100. Ich werde zu einem späteren Zeitpunkt auf das Studentinturnen zu sprechen kommen.

Der Übungsbetrieb ist auf den Durchschnittstudenten ausgerichtet. Das wissen vor allem die Spieler. Im Sommer 1961 haben 40 Fussball- und 16 Handballmannschaften gespielt — das Anmeldeergebnis für das Som-

mersemester 1961 liegt noch nicht vor. Es ist leichtverständlich, dass bei dieser grossen Zahl von Mannschaften und Spielern die «Nichtspezialisten» überwiegen. Dies spielt keine Rolle, wesentlich ist, dass möglichst viele Studierende mitmachen. Etwas Ähnliches wäre auch für die Einzeldisziplinen zu wünschen; so für Leichtathletik, Schwimmen, Tennis usw. Die Wettkämpfe, insbesondere die Zürcher Hochschulmeisterschaften, die im Monat Juni ausgetragen werden, sind ebenfalls für den Durchschnittstudenten und nicht nur für den trainierten Wettkämpfer gedacht. In der nächsten Nummer des «Zürcher Studenten» werden die entsprechenden Ausschreibungen erscheinen. Zürcher Hochschulmeisterschaft im Schiessen 1962 Mittwoch, 23. Mai 1962, 14—18 Uhr Schiessplatz Rehalp Pistole und Gewehr (Karabiner oder Sturmgewehr) Anmeldung im Schiessstand Details siehe Ausschreibung an den Anschlagbrettern des ASVZ.

Bekanntmachung:
Ausländische Studierende haben den Wunsch geäussert, eine Trainingsgelegenheit für Rugby zu erhalten. Es ist vorgesehen, am Samstagvormittag, um 10.00 Uhr, auf dem Sportplatz SKA, Allmend Fluntern, einen Übungsbetrieb in dieser Sportart aufzunehmen.

Circuit-Training für Eishockeyspieler
Sofern genügend Interessenten zusammenkommen, wird eine solche Trainingsgelegenheit geschaffen. Anmeldung bis Dienstag, 22. Mai, beim ASVZ.

Leichtathletik für Studentinnen
Dienstag und Donnerstag, 18.45 Uhr bis 19.45 Uhr, auf dem Sportplatz bei der Hochschulsportanlage, Rämistrasse 80. Nicht wie irrtilmlicherweise auf Seite 6 des Programms Sportplatz SKA. Dafür Samstag, 10—12 Uhr, Sportplatz SKA. Ankünfte und Anmeldungen im Sekretariat des ASVZ, Clausiusstrasse 2, Zürich 6.

Dr. C. Schneider

Der entfesselte Pegasus

Blüten vom Sängerkrieg der Basler Schnitzelbankpoeten

'Dä will me nit, das isch e Gäle!
Das isch e Frau, die darf nit wähle!
Mir wänn kai Neger im Spital!
Dr. Fleig am Radio isch z'neutral!
's Ballet v Poole dörf nit tanze!
Wär ochtwärts raist, griegt uff e Ranze!
Das isch e Russ, dä darf nit gyge!
E-n Offizier söll bitte schwyge!
Me sitz mit an en Tisch mit Tschingge!
Mer wänn bym Yshockey kai Lingsge!
Läng mi nit aa, du bisch nit tauff!
E Gauner isch, wär Ochswaar kauft!
Irgendwie kunnst' am so vor,
es haig das gä vor tausig Jahr.
Soll d'Schwyz jetzt Aom sächzig-zwo
dr chäsig Vorhang abeloh?

Frühling...

Ihr erstes Coca-Cola im Freien



Wie herrlich einfach, den Frühling zu feiern:
Sie bummeln oder fahren aufs Land hinaus.
Sie rasten an einer Krokuswiese und genießen Ihr Coca-Cola. Es gehört dazu... zum Frühling, zum Jungsein, zu den schönen Stunden.

Ein Tip zur Abwechslung:
Coca-Cola mit einer Scheibe Zitrone oder einer Scheibe Orange



Refresco AG Zürich
Konzessionsinhaber Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Das Buch des Semesters

**Leszek Kolakowski:
Der Mensch ohne Alternative**

Wir möchten in diesem Semester in einer Folge von vier Artikeln ein bedeutendes und aussergewöhnliches Buch vorstellen und mit euch zusammen, liebe Kommilitonen, einige Abschnitte studieren. Es ist ein philosophisches und politisches Buch, es ist aber auch ein brennend aktuelles und temperamentvoll geschriebenes Buch. Sein Verfasser, Leszek Kolakowski, ist Philosophieprofessor in Polen, und sein Werk ist ein Zeugniss dessen, was heute hinter dem Eisernen Vorhang jenseits der parteikonformen Phrasen gedacht wird. Es wirft damit ein Licht auf die heutige Situation des Kommunismus und auf Vorgänge in seinem Bereich, die für uns ganz besonders interessant sind, über die wir aber kaum informiert sind. — Die Artikel, die wir diesem Buch widmen wollen, sind aus der Arbeit der «Studiengemeinschaft für Ostprobleme» hervorgegangen, welche sich im vergangenen Wintersemester mit Kolakowski befasst hat.

«Das, was wir als Marxismus bezeichnen, wenn wir ihn in seiner intellektuellen Funktion und als Denkmethode auffassen, kann einen überaus vielfältigen Inhalt haben, der nur von einem sehr allgemeinen Rahmen begrenzt wird. Auf wissenschaftlichem Gebiet, wo verschiedene Denkmethoden und verschiedene Arten der Methodologie mit Erfolg nebeneinander bestehen und miteinander konkurrenzieren können, ist die Grenze zwischen Marxismus und Nichtmarxismus ausserordentlich fließend. Wenn wir an zwei der oben angeführten Umstände denken — die Unzulänglichkeit der von Marx ausgearbeiteten Regeln für die moderne wissenschaftliche Arbeit, ihre Vieldeutigkeit und die veränderlichen Grenzen ihrer Gültigkeit —, dann erkennen wir leicht, dass es gar nicht anders sein kann. Von einem geschlossenen und einheitlichen marxistischen Lager zu sprechen, das sich deutlich von der ganzen übrigen Welt abhebt, ja, das durch seine Existenz eine grundsätzliche Trennungslinie in der Wissenschaft zieht, und die Lösung von der ‚Reinheit‘ der marxistischen Doktrin zu verkünden — all das hat, vom Standpunkt eines intellektuell verstandenen Marxismus aus betrachtet, keinen Sinn. Es kann nur vom Standpunkt eines Marxismus aus von Nutzen sein, der als eine politische oder religiöse, nicht aber als eine wissenschaftliche Erscheinung aufgefasst wird.»

Wer von uns diese Sätze liest, ohne den Autor zu kennen, wird wohl zufrieden nicken. Sie stimmen unverkennbar mit unseren Haupteinwürfen gegen den Marxismus überein. Nun erfahren wir, dass sie von Leszek Kolakowski stammen, und sind betroffen. Denn Leszek Kolakowski ist ein Philosoph und politischer Denker, der seit Jahren in einem kommunistischen Land lehrt und wirkt; er fühlt und bezeichnet sich selber als überzeugten Marxist. Interessiert uns nun die durchaus unerwartete Entdeckung, dass sich innerhalb des kommunistischen Systems die Kritik am Marxismus regt, an sich schon stark, so steigert sie sich zu einer Frage von realer Bedeutung, wenn wir uns diese Erscheinung innerhalb des geschlossenen Gesellschafts-, Politik- und Gedankensystems denken, in welchem sie schon seit sechs Jahren existiert.

Machen wir uns den Unterschied zum Geist, der normalerweise in diesem System mit unerhörter Ausschliesslichkeit herrscht, an einem Beispiel klar! Die folgenden zwei Abschnitte

Der Parxismus

Einem jungen schweizerischen Soziologen ist es gelungen, eine neue, äusserst interessante Gesellschaftstheorie aufzustellen. Danach lässt sich die menschliche Gesellschaft grundsätzlich in drei voneinander verschiedene Klassen einteilen, nämlich Parkimeterbenützer, Parkimeternichtbenützer und Parkimeterkontrollure, wobei die letztere die herrschende, die ersteren beiden dagegen die ausgebeuteten Klassen darstellen. Hier handelt es sich um echte antagonistische Klassengegensätze, wobei aber die Grenze zwischen Parkimeterbenützer und -nichtbenützer nicht scharf gezogen werden kann, da jeder Parkimeterbenützer auch ein potentieller Nichtbenützer ist und umgekehrt. Das Ziel der Parkimeterkontrollure als Ausbeuter geht dahin, den gesamten wirtschaftlichen Mehrwert für sich selbst zu beanspruchen, was immer mehr zu einer Verelendung der andern beiden Klassen führt. Solange es aber zwischen diesen beiden Klassen noch antagonistische Gegensätze geben wird, wird die herrschende Klasse der Kontrollure ihre Macht stets vergrössern können auf Kosten der Ausbeuteten, und solange dieser Gegensatz nicht beseitigt ist, kann es auch nicht zu einem dialektischen Sprung kommen, der seinerseits den Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausbeuteten beseitigen würde. Zur gesellschaftlichen Höherentwicklung ist es also nötig, dass vorerst der Antagonismus zwischen Parkimeterbenützer und -nichtbenützer beseitigt wird, wobei logischerweise eine dieser Klassen verschwinden muss. Da aus praktischen Gründen nicht alle Menschen zu Parkimeterbenützern werden können (Mangel an Parkimetern), müssen alle Ausbeuteten zu Nichtbenützern werden. Dies kann aber nicht dadurch geschehen, dass die Parkimeter der Gesellschaft übergeben werden, sondern, indem sie in einer Revolution abgeschafft werden. (Evtl. ist unter friedlichen Umständen des Nichtbenützens auch bald ein langsames Absterben möglich). Da die Parkimeternichtbenützer nichts zu verlieren als ihre Parkimeter, dagegen eine Welt zu gewinnen haben, dürften wir somit im Namen des gesellschaftlichen Fortschritts ausrufen: Parkimeternichtbenützer aller Länder vereinigt Euch!

entnehmen wir dem Heft 4 (S. 50) und 5 (S. 6) der Reihe «Wissenschaftliche Weltanschauung», die vom Dietz-Verlag, Ostberlin, in 300 000 Exemplaren verbreitet wird.

«Jetzt, da wir in die Periode der Vollendung des sozialistischen Aufbaus eingetreten sind, ist es notwendig, den Widerspruch zwischen dem sich rasch entwickelnden sozialistischen Lebensverhältnissen und dem zurückbleibenden Bewusstsein weitgehend zu überwinden. Die weitgehende Ueberwindung dieses Widerspruchs erfordert die Durchführung der sozialistischen Revolution auf dem Gebiet der Ideologie und Kultur. Das bedeutet, die noch weit verbreiteten idealistischen und religiösen Anschauungen zu überwinden und durch die wissenschaftliche Weltanschauung des dialektischen Materialismus zu ersetzen. Die marxistisch-leninistische Weltanschauung muss zum theoretischen Fundament der Wissenschaften, des praktischen Handelns und des gesamten Lebens werden.»

Und im Heft 5, «Wie erkennen wir die Welt»: «Da es sich hier um Fragen handelt, die alle Erkenntnisse betreffen, unabhängig vom jeweiligen konkreten Inhalt, können sie nicht von irgendeiner Einzelwissenschaft gelöst werden, sondern nur von der Wissenschaft, die unter anderem auch die allgemeinen Fragen der Erkenntnis behandelt, das heisst, von der marxistisch-leninistischen Philosophie, im besonderen von der marxistischen Erkenntnistheorie. Die dialektisch-materialistische Erkenntnistheorie hat also die Aufgabe, die allgemeinen Probleme aller Erkenntnisse zu untersuchen. Sie ist die einzige philosophische Lehre von der Erkenntnis, die streng wissenschaftlich vorgeht.»

Der Unterschied im Geist, der hier durch die Sätze weht, ist eklatant; aber um die praktische Bedeutung dieses Unterschieds ermassen zu können, müssen wir uns die Situation noch näher vergegenwärtigen. Was hier steht, ist offizielle Doktrin. Wo immer ein kommunistisches System die Herrschaft behauptet, wird diese Doktrin und alle Details, die man aus ihr ableitet, nämlich die Gestaltung des Lebens auf allen Gebieten, mit allen Mitteln des Staates dem Einzelnen aufgezwungen. Woher stammt diese Doktrin, fragen wir uns? Es ist, wie wir wissen, die Form, die Stalin der von Marx und Lenin entwickelten Lehre gegeben hat (siehe Bochenski, Der sowjetrussische dialektische Materialismus, Dap-Taschenbuch, 2. Auflage, S. 37-38 und 62-63). Aber schon das konnte ein Vertreter der Lehre nicht sagen, ja nicht einmal bemerken: Ihm ist unwesentlich, woher sie stammt, denn er glaubt ja, dass sie ganz objektiv die wissenschaftlich begründete, einzig richtige, zuverlässig auf den Weg der Wissenschaft führende Weltanschauung, alles andere aber idealistischer Unsinn oder, wenn es in Einzelpunkten mit der Wahrheit übereinstimme, ein Zufallstreffer sei, der nicht umfassend und sicher wie die marxistische Methode zur Wahrheit führt.

Denken wir nun einen jungen, aufgeweckten, in dieser Lehre erzogenen, nur von konformen Aeusserungen umgebenen Arbeiter oder Studenten, der in einem Aufsatz den Gedankengängen Kolakowskis begegnet! Wenn sie ihm der Ueberlegung wert erscheinen, bergen sie einen ungeheuren geistigen Explosionsstoff. Denn sofern sie richtig wären, hätten sie Konsequenzen, die unvergleich weit über den Wechsel der persönlichen Weltanschauung hinausgehen. Wer in einem orthodox-kommunistischen Staat daran zu glauben beginnt, dem müsste seine ganze Gesellschaftsordnung, die ja mit dieser Lehre jedes Detail ihrer Massnahmen und Einrichtungen begründet, revisionsbedürftig erscheinen. Damit haben wir den Revisionismus, als das man die Haltung Kolakowskis und seiner Gesinnungsfreunde bezeichnet, an der Wurzel gefasst. Im Kampf der verschiedenen Einstellungen zum Marxismus ist der Revisionismus offenbar jene Haltung, welche von innen her, das heisst durch ideologische Ueberlegungen prinzipiell zum Postulat kommt, die orthodoxen Grundlagen seien revisionsbedürftig. Wir verstehen jetzt, warum jeder Anflug revisionistischer Gedankengänge in den Versammlungen, Diskussionen, Lehren und Manifesten der herrschenden Kreise so

heftig getadelt und verfolgt wird.

Nach allem, was man aus dem Ostblock erfährt, gibt es in Polen die einzigartige Erscheinung, dass revisionistischen Ideen Spielraum gewährt wird. Das geht bis zu einem genau bestimmbar Punkt: Revisionsforderungen, die ins Praktisch-Politische überführen würden, dürfen nicht frei geäußert werden. Die Freiheit, wenigstens im Philosophisch-Allgemeinen nach freiem Ermessen denken und fordern zu dürfen, ist von den polnischen Intellektuellen seit 1956 ausgiebig benützt worden. Leszek Kolakowski nimmt in diesem Kreis einen bedeutenden Platz ein und ist durch die deutsche Uebersetzung des Aufsatz-Sammelbandes «Der Mensch ohne Alternative» in unseren Gegenden der bekannteste Exponent des «Revisionismus» geworden.

Natürlich drängt sich uns zuerst die Frage nach der Bedeutung und Tragweite der revisionistischen Bewegung auf. Wir sollten sie aber vorläufig zurückstellen. Zweifellos packen uns Kolakowskis Gedanken viel näher als das ausgebrannte Ideologierüst in den zitierten ostdeutschen Heften. Dann aber bei der näheren Bekanntschaft stossen wir unvermutet auf Schwierigkeiten. Wir bekommen doch zu spüren, dass wir es mit dem Repräsentanten einer Welt zu tun haben, die zu einem bedeutenden Teil von fremden Voraussetzungen ausgeht. Nehmen wir uns einmal vor, den ersten Aufsatz in Kolakowskis Buch durchzulesen und uns die Frage zu überlegen, die sich dabei stellen! Wenn wir soweit kommen, dass wir verstehen, wovon er spricht, dürfen wir fürs erste wohl zufrieden sein.

Der Titel heisst: Aktuelle und nicht aktuelle Begriffe des Marxismus. Wir werden bald darauf kommen, was er bedeutet, ebenso auch der Untertitel «Institution und Methode». Kolakowski erzählt zum Anfang eine harmlose Anekdote. An einer Tagung von Sprachforschern machte jemand einen der Anwesenden lächerlich, indem er ihm anhand zweier Artikel verschiedenen Datums einen völligen Meinungsumschwung im Verlauf weniger Wochen nachwies. Er verschwieg dabei, was jedermann im Saal wusste, dass Stalin persönlich inzwischen zur Sprachtheorie von Marx, um die es ging, eine Meinung geäußert hatte, die von niemand erwartet wurde. Anhand dieses Vorfalls exponiert Kolakowski nun sofort sein Kernproblem.

«Als ich diese Diskussion hörte, hatte ich im ersten Augenblick den Eindruck, dass sich das Recht auf Seiten des Kritikers befände, der den Opportunismus des betreffenden Sprachwissenschaftlers und dessen unruhliche Bereitschaft zu blitzschnellen Meinungsumschwüngen — je nach der Auffassung des grössten Sprachforschers der Welt — trefend blossgelegt hatte. Erst später, viel später begriff ich, dass der beschämte Autor der wahre Marxist gewesen war und sein Kritiker sich als völliger Ignorant erwiesen hatte. Denn — und hier berühren wir den Kern der Sache, die wir behandeln wollen — die Theorie von Marx war zwei Tage vor der Veröffentlichung des grössten Sprachforschers wirklich mit dem Marxismus völlig im Einklang und stimmte, als dieses Werk gedruckt war, wirklich nicht mehr mit dem Marxismus überein... Die Sache ist die: Das Wort ‚Marxismus‘ sollte keinesfalls eine auf ihren Inhalt hin bestimmte Doktrin bedeuten, sondern eine Doktrin, die ausschliesslich formal, und zwar durch das jeweilige Dekret einer unfehlbaren Institution, bestimmt wurde, die in einer gewissen Epoche von der Welt ‚grösstem Sprachforscher‘, ‚grösstem Historiker‘, ‚grösstem Philosophen‘, ‚grösstem Wirtschaftsexperten‘ verkörpert worden ist. Mit anderen Worten: Der Begriff ‚Marxismus‘ wurde zu einem Begriff mit institutionellem und nicht intellektuellem Inhalt.»

Offensichtlich evoziert Kolakowski hier den sogenannten «Stalinismus». Mit der unfehlbaren Institution ist der totalitäre Machtapparat der monolithischen Partei gemeint, die rücksichtslos die Festlegung und Durchführung der marxistischen Ideen an sich riss und monopolisierte; mit der Welt «grösstem Sprachforscher», «grösstem Philosophen» usw. aber Stalin persönlich, der diesen Machtapparat beherrschte und sich auch in allen ideologischen Fragen zur obersten Instanz aufschwang. Kolakowskis lakonische Sätze sind trotz einem merkwürdigen Understatement in Inhalt und Form, das uns sofort auffällt, eine unerhört sarkastische Kritik am orthodoxen Marxismus, wie er unter Stalin praktiziert wurde. Kolakowski meint: So wie es unter Stalin galt, hatte man sich um Wahrheit und Falschheit in Leben und Praxis gar nicht mehr zu kümmern, man hatte bloss mechanisch zu glauben und abzulehnen, was von der «Behörde» vorgeschrieben wurde.

Ist nun auch das vernichtende Urteil Kolakowskis über Stalins Praktiken klar, so kleidet er es doch in eine Form, die uns eigentümlich vorkommt. Wir würden uns nicht lange beissen, sondern einfach sagen: Das stali-

**Grösste Sorgfalt
in jeder
Produktionsstufe**

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung im wissenschaftlichen Satz
- Überdimensionierte Korrekturabteilung: Drei Korrektorinnen auf fünf Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

erspart Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und macht uns weit und breit zur preiswertesten Spezialdruckerei für Dissertationen

VERLAG P. G. KELLER Winterthur
Büro nur in Zürich-Witikon: Im Brächli 15
Telefon 34 96 66 und 24 10 03

Alkoholfreies Restaurant

Tanne

Tannenstrasse 15
vis-à-vis Poly
empfiehlt sich für Ihre Verpflegung
Abonnements à Fr. 25.— mit Fr. 1.— Ermässigung auf 10 Essen
Preiswert sind unsere Frühstücke à Fr. 1.—/1.20
Kein Trinkgeld

**Coiffeur
E. Hotz**

Für Studenten
**Ermässigung
Haarschneiden**
ausgenommen am Samstag
Diensttag den ganzen Tag geschlossen

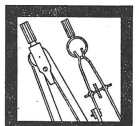
Zürich 1 Rindermarkt 19

**Wer zeichnet —
kennt Racher**

Im Herzen der Altstadt, mitten in Zürichs Künstlerquartier, an der Marktgasse 12 (beim Rathaus), finden Sie die grösste Auswahl an Zeichen- und Malmaterial



Reissbretter
Winkel
Reisschienen
Zeichenpapiere



Reisszeuge
Reisschienen
Zeichen-
Maschinen
Schablonen



Farben, Papiere
und Pinsel
für alle
Mal-Techniken



4 CO. AG. MARKTGASSE 12
ZÜRICH 1 TEL. (051) 24 65 85

nistische System hat offensichtlich die Freiheit des Individuums verletzt. Kolakowski stellt merkwürdig nüchtern einfach fest, dass der Stalinismus eine bestimmte Konzeption des Marxismus sei, nämlich:

«Das ist, wie man sieht, die zweite Begriffsbestimmung des Marxismus in der Geschichte. Zuerst bedeutet der Marxismus einfach die Gesamtheit der charakteristischen Ansichten und Theorien von Karl Marx.»

Warum wählt Kolakowski für seinen Ausdruck diese sonderbare Sachlichkeit, die wir über weite Strecken seines Buches finden? Ist das Taktik? Muss er sich gegen die politisch herrschenden Instanzen absichern, die sich ja bisher bloss klar von Stalins Namen und den Auswüchsen seines Systems, keineswegs aber vom grundsätzlichen Anspruch auf zentrale und absolute Herrschaft distanzieren haben? Oder verrät das umgekehrt, dass Kolakowski selbst in den unwillkürlichen Voraussetzungen des Systems gefangen bleibt, das er kritisiert? Dass er nicht radikal kritisiert und darum im Prinzip ein unbeherrschbarer Marxist bleibt? Wir stossen sehr früh auf die Fragen, welche sich bei der Lektüre immer dringender stellen und am Schluss entscheidend sein werden für unsere Haltung zu Kolakowski. Indes müssen wir uns daran gewöhnen, vorerst ohne Antwort auszukommen: Kolakowski äussert sich darüber nie direkt — offenbar spürt er selber kein Bedürfnis danach, offenbar sieht er das Entscheidende nicht am gleichen Ort wie wir. Lesen wir also trotz der Bedrängnis durch diese Fragen weiter. Es ist der einzige Weg, der uns tiefer ins Verständnis der eigenartigen Welt dieses Revisionismus hineinführt. Denn eines ist sicher: Wir dürfen solche Fragen ebensowenig abweisen wie vorschnell beantworten; mit beidem gingen wir am Wesentlichen vorbei.

Bis jetzt ist das Negative klar: Den Marxismus in der beschriebenen institutionellen Form lehnt Kolakowski ab. Was aber fordert er denn? Er formuliert diese Frage gleich anschliessend selber:

«Wir stehen also vor der Frage: Wenn die Konzeption des Marxismus, dessen Inhalt laufend von einer ‚Behörde‘ bestimmt wird, im Bewusstsein eines bedeutenden Teils der Intellektuellen, die sich für Marxisten gehalten haben, zusammengebrochen ist — hat dann der Begriff des Marxismus an sich ausser jener historischen Bedeutung, die mit dem Werk des Mannes verknüpft ist, welcher der Doktrin den Namen gab, noch einen Sinn und welchen?»

Eine verzwickte Formulierung. Wir möchten doch eine klare Antwort auf die Frage bekommen, ob man nun nach Kolakowski eigentlich noch an die Unfehlbarkeit der Behörde glauben soll oder nicht? Kolakowski bringt diese herausfordernde Frage aufs Tapet, aber beantwortet sie nicht direkt, sondern präsentiert sie bloss, wieder merkwürdig zurückhaltend, als Voraussetzung und historische Feststellung. Versteifen wir uns aber nicht darauf, von Kolakowski direkte Engagements zu verlangen! Er liefert sie uns indirekt deutlich genug: Denn mit der unschuldigen Frage nach dem Sinn des Begriffes «Marxismus» nimmt sich der Fragende implizit schon in vollem Umfang das Recht heraus, über Grundfragen nachzudenken, das bisher der ausschliesslichen Autorität der «Behörde» vorbehalten war. Unabhängig davon, ob und wie weit die Antwort positiv ausfällt, müssen wir das blosses Stellen einer solchen Frage als einen entscheidenden Schritt betrachten. Damit tritt der Fragende aus Voraussetzungen heraus, die nach bisheriger marxistischer Auffassung als unantastbares Fundament galten.

Es öffnet sich zum erstmalig seit den autoritären Schöpfungen der marxistischen Klassiker ein Spielraum für Überlegungen, die nicht von vornherein auf ein festgelegtes Ziel ausgerichtet sind.

Ich verrate im voraus, dass Kolakowski diesen Spielraum nicht, wie es uns wohl am liebsten wäre, dazu ausnützt, den Marxismus und die kommunistische Lehre hemmunglos anzugreifen. Andererseits ist er auch weit davon entfernt, uns, wie es etwa bei Kommunisten vorkommt, durch äusserlich angenehmen vorläufigen Redensarten ein «freies Denken» vorzuspiegeln. Die Bedürfnisse eines marxistisch erzogenen, aber kritisch gebliebenen Geistes scheinen irgendwo zwischen diesen beiden Extremen zu liegen. Man spürt überall, dass Kolakowski Ernst und Zuneigung zum Grundimpuls des Marxismus mit einem scharfen Blick für die Mängel verbindet, deren er in der Praxis ansichtig wird. Da diese unzureichende Praxis offiziell munter weiterverfolgt wird und eine Alternative dazu noch nicht vorliegt (die Bewegung des Revisionismus muss und will sie ja gerade selber schaffen), ist es ihm ein dringendes Bedürfnis, ohne Voreinschränkung zu überprüfen, was man sich heute sinnvollerweise unter marxistischen Postulaten noch vorstellen könne. Dazu eben ist die Ausscheidung von «aktuellen und nichtaktuellen Begriffen des Marxismus» notwendig. Die oben zitierte Frage, deren Kern lautet: «Hat der Begriff

‚Marxismus‘ heute noch einen Sinn und welchen?», eröffnet diese Überlegungen, und die Ergebnisse sind erstaunlich genug.

Zunächst weist Kolakowski nach, wie lächerlich die extensive Praxis ist, welche die ostdeutschen Hefte ausüben, nämlich dem Marxismus das Monopol richtiger Erkenntnis zuzuschreiben:

«Wir könnten uns natürlich darauf einigen, alle Errungenschaften der Wissenschaft und alle von ihr erkannten Wahrheiten ‚Marxismus‘ zu nennen, aber dann müsste man die Ansicht vertreten, dass jede neue Entdeckung in der Astrobotanik und jedes neuerforschte physiologische Gesetz gleichfalls ‚marxistisch‘ sei. Bei einer solchen Auffassung, die manchmal vertreten wird, raubt man dem Wort ‚Marxismus‘ völlig seinen Sinn und es wird ein überflüssiges Pseudonym für Worte wie ‚Wahrheit‘ oder ‚wissenschaftliche Erkenntnis‘. Dieses Pseudonym ist nicht nur überflüssig, sondern auch irreführend, denn es suggeriert insgeheim, dass sich das gesamte menschliche Wissen aus der Anregung oder dank der Methode entwickelt habe, die das wissenschaftliche Werk von Karl Marx kennzeichnet und die von ihm formuliert wurde — was augenscheinlich un wahr ist.»

Mit unnaehmlicher Leichtigkeit schiebt Kolakowski da den marxistischen Anspruch auf allumfassende Gültigkeit beiseite. Dann aber stellt sich die Frage, was typisch marxistisch sei, mit noch grösserer Schärfe; jetzt muss endlich sauber ausgeschieden und positiv bezeichnet werden, was dazu gehört und was nicht. Genau das unternimmt Kolakowski im Hauptteil des Aufsatzes.

Es gebe, meint er, 1. wesentliche Züge bei Marx, die er aber mit andern Denkrichtungen teile, zum Beispiel eine «unerbittlich rationalistische Geisteshaltung»; 2. Eigentümlichkeiten, die zwar einen «Originalbeitrag von Marx zur Geschichte der Sozialwissenschaften bilden», die sich aber heute so allgemein durchgesetzt hatten (auch aus in der nicht-marxistischen Welt), dass es sinnlos geworden sei, sie noch besonders als «marxistisch» zu bezeichnen und auszuscheiden; dabei mag Kolakowski — er nennt kein Beispiel — etwa an die Bedeutung sozialer Faktoren in der Gesellschaft denken, deren Berücksichtigung, wie auch wir anerkennen, durch Marx zum mindesten entscheidend mitgefördert worden ist. 3. «Elemente der marxistischen Methode, die nicht in diesem Masse Allgemeingut geworden sind und wenigstens dem Anschein nach eine Grundlage für die Beibehaltung der Teilung bieten.» Allein diese dritte Art Marxschen Gedankengutes könnte heute sinnvollerweise noch eine besondere politische Bewegung rechtfertigen und inspirieren.

Aber erstaunlicherweise macht Kolakowski auch gegen solche Absichten Einwände. Einmal, sagt er, schreie ein Intellektueller mit Ehrgefühl davor zurück, sich als Marxisten zu bezeichnen — nämlich weil man ihn dann mit einem Anhänger des «institutionellen» Marxismus verwechseln könnte! Zweitens könnten in der praktischen Forschung die spezifisch marxistischen Impulse auch dann fruchtbar wirken, wenn man sie nicht institutionell monopolisiere; und drittens seien alle Fragen, bei denen die marxistische Denkweise in Betracht komme, Interpretationsfragen — und als solche nie mit absoluter Sicherheit zu lösen. Muss es uns nicht doch langsam vorkommen, als steuere Kolakowski schnurstracks dem Punkt zu, wo alle spezifisch marxistischen Beiträge zum Denken wertlos erscheinen?

«Wertlos» zwar nicht; aber drücken wir es eine Nuance anders aus, so haben wir tatsächlich Kolakowskis Grundeinstellung getroffen.

Die Quintessenz seiner Ausführungen ist, dass so strikte Bestimmungen, wie sie der orthodoxe Marxismus vorschreibt, gegenüber dem freiverantwortlichen Denken zurückzutreten haben, das ein «intellektuell verstandener Marxismus» in Bewegung setzt. Genau das sagt Kolakowski mit den Sätzen, die wir unserem Artikel vorangestellt haben. Er bringt sie an dieser Stelle seines Gedankengangs, und wir dürfen in ihnen die Zusammenfassung und das Hauptziel seines Aufsatzes sehen. Wenn wir sie jetzt nochmals durchlesen, realisieren wir erst richtig ihren für marxistische Ohren unerhörten Klang: Sie sind eine radikale Absage an jeden Versuch, das richtige marxistische Denken für eine äusserlich bestimmte Gruppe — das «marxistische Lager», wie das im kommunistischen Jargon jeweils heisst — zu reservieren. * * *

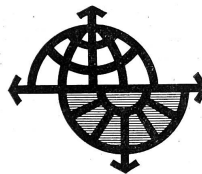
Wir gehen noch auf die Frage ein, die sich am erreichten Punkt mit der grössten Dringlichkeit stellt. Kolakowskis Ueberprüfung des Marxismus ist bis jetzt im ganzen negativ herausgekommen, und wir sind verzweigt, in der Marxismus-Kritik seine einzige Absicht zu sehen. Dieser Schluss ist höchstwahrscheinlich falsch. Es ist sehr natürlich, dass sich die Hauptstossrichtung eines kritischen Geistes unter dem Druck der marxistischen Orthodoxie vor allem gegen ihren

Absolutismus wendet; darum werden in Kolakowskis Ausführungen vor allem die kritischen Energien lebendig. Das spüren wir sehr genau in den folgenden Sätzen:

«Natürlich ist die Tradition der alten starren Einteilung in Marxisten und Nichtmarxisten durchaus noch nicht tot, und sie wird sicher noch lange einen Druck auf das wissenschaftliche Leben auch in jenen Kreisen ausüben, in denen der institutionelle Marxismus schon abgestorben ist und sich im sozialen Bewusstsein kompromittiert hat. Ebenso sicher ist es aber auch, dass der Druck dieser Tradition in der Masse nachlassen wird, wie der institutionelle Marxismus aus der Wissenschaft eliminiert wird.»

Dieser absterbenden Auffassung setzt aber Kolakowski einen «intellektuell verstandenen Marxismus» gegenüber: Deutlich verrät diese Formulierung, dass er dem Marxismus verbunden bleibt und eine fruchtbare neue Haltung innerhalb seiner Grenzen zu finden hofft. Das scheint aber ein Programm zu sein, welches nicht so leicht konkreter auszuführen ist; denn Kolakowski versucht im Schlussstück seines Aufsatzes zu umschreiben, was ein marxistisches Gedankengut wertvoll geblieben ist, kommt aber nicht über Andeutungen hinaus, die ebensoviele Fragen stellen, wie sie lösen. Wir wollen uns für diesmal zufriedengeben und nehmen sie in dieser Offenheit abschliessend zur Kenntnis. Kolakowski nennt die Bewegung, die ihm vorschwebt, «humanistische Linke» und fährt fort:

«Unter einer intellektuellen Linken in der Geisteswissenschaft verstehen wir eine Haltung, die durch radikalen Rationalismus des Denkens gekennzeichnet wird, durch entschiedene Ablehnung jeder Mythologie in der wissenschaftlichen Arbeit, durch rücksichtslose Säkularisation der Weltanschauung, durch



Noch unvollendet... aber vielversprechend:

Wir haben natürlich eine gute Ausrede dafür, dass unser Sommerprogramm noch nicht herausgekommen ist: statt Reisen auszuarbeiten, haben unsere Mitarbeiter in letzter Zeit Kisten geschleppt. Denn wir sind umgezogen und füllen nun mit unserem Bienenneis (?!... ich hätte gedacht, der sei schon längst sprichwörtlich) fast das ganze Haus Leonhardstrasse 19. Ich wiederhole: Leonhardstrasse neunzehn — halbwegs zwischen Haldenegg und Polyterrasse — vis-à-vis Bürgerasyl — gleich unterhalb des Studentenheimes — Schalter im Erdgeschoss, bitte eintreten ohne anzuklopfen — bitte! Die Strapazen der Zügle sind zwar nicht ganz spürlos an uns vorübergegangen, dennoch haben wir auch schon ein bisschen an unser Sommerprogramm denken können, so dass jetzt unser Flugplan beinahe vollständig vorliegt. Wir geben ihn zwar nur verschämt zur Kenntnis, denn vorläufig hat die Schweiz immer noch das grössere Liniennetz als wir. Immerhin sind wir wenigstens beim Verein zur Förderung des internationalen Flughafen Basels recht gut angeschrieben; weshalb dem so ist, erhellt das Folgende:

- VSS-Flüge im Sommer 1962
Basel—London / London—Basel
Preis (einfach): Fr. 84.—
Juli: 5., 11., 19., 25.; August: 2., 8., 16., 22., 30.;
September: 5., 13., 19.
Basel—Kopenhagen / Kopenhagen—Basel
Preis (einfach): Fr. 108.—
Juli: 4., 18.; August: 1., 16., 30.;
September: 13.
Basel—Athen / Athen—Basel
Preis (einfach): Fr. 190.—
Juli: 5., 19.; August: 2., 16., 30.;
September: 13., 27.
Basel—Barcelona / Barcelona—Basel
Preis (einfach): Fr. 98.—
Juli: 5., 16., 19., 26.; August: 2., 9., 16., 23., 30.;
September: 6., 13., 20., 27.
Basel—Tel Aviv / Tel Aviv—Basel
Preis (einfach): Fr. 325.—
25./26. Juli und 20./21. August
Zürich—Tunis / Tunis—Zürich
Preis (einfach): Fr. 155.—
Juli: 7./8., 21./22.; August: 4./5., 18./19.;
September: 1./2., 15./16., 29./30.

Dazu kommen unsere Transatlantikflüge nach New York und — erstmals! — ein Flug nach Bombay. Spezialprogramme erhältlich am Schalter des VSS-Auslandamtes, Leonhardstrasse 19, Erdgeschoss, nicht anklopfen.

Zwar leben wir ja unter anderem im Zeitalter der Gagarine und anderer Glenner, aber doch nicht vom Fliegen allein. Der Mensch muss ja gelegentlich auch baden, und dazu hat sich das Mittelmeer von jeher besonders gut geeignet. Wir haben auf Grund dieser fundamentalen Erkenntnisse ohne zu zögern sportstreichs keine Anstrengungen gescheut, auch dieses Jahr wieder ein paar Badereisen zu organisieren, was hiermit unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit ganz vertraulich mitgeteilt sei (psst! ja nicht weiter-sagen!). Nun, wohin geht's da schon: nach Italien, Jugoslawien, Griechenland, Mallorca, nicht wahr, aber die Orte, wo pflichtbewusste Mittelwoopäer

konsequenten Kritizismus, durch Misstrauen gegen geschlossene Systeme und Doktrinen, durch den Willen nach Offenheit im Denken, d. h. durch die Bereitschaft, anerkannte Thesen, Theorien und Methoden zu revidieren und wissenschaftliche Neuerungen zu respektieren.»

Wir bemerken sofort, dass Kolakowski an dieser Stelle als charakteristisch genau die grundsätzlich revolutionären Elemente Marxschen Denkens auswählt, die sich als Kampf-mittel gegen die dogmatische Verhärtung seiner orthodoxen Epigonen eignen. Nun aber betont er das negative und positive Ziel dieser Besinnung:

«Wo eine solche Haltung sich durchsetzt, genügt sie zweifellos, um all die Werke, die Marx durch sein Werk in das wissenschaftliche Denken getragen hat, zu bewahren und zu festigen; die Bedeutung dieser Werte für die Geisteswissenschaft ist schwer zu überschätzen. Diese Haltung genügt aber auch, um verschiedene nicht mehr aktuelle Thesen und überlebte Verallgemeinerungen seiner Doktrin sichtbar zu machen, die durch die geschichtliche Entwicklung überholt sind.»

Die Werte aber, die Kolakowski an Marx schätzt, umschreibt er zum Schluss mit einer Diskretion, die uns ungemein für diesen Marxisten einnimmt:

«Der Begriff ‚Marxismus‘ bedeutet, so verstanden, keine Doktrin, die nur total bejaht oder total abgelehnt werden kann, kein universales System — sondern eine lebendige philosophische Inspiration innerhalb einer allgemeinen Art der Weltbetrachtung, einen Impuls, der in der sozialen Intelligenz und im sozialen Gedächtnis der Menschheit fortwirkt und seinen beständigen Einfluss den neuen und immer wertvollen Gesichtspunkten verdankt, um die er unseren Geist bereichert hat.»

Jörg Thalman

Das Sommerprogramm des VSS-Auslandamtes

bei 35° Celsius im Schatten sich im Sande zu räkeln pflegen. Nichts Besonderes also, und bei unseren Preisen muss man sich ja schon fragen, ob man es sich überhaupt leisten kann, so billige Ferien zu machen, ohne von Nachbars Hund schlief angesehen zu werden. Wir sind aber nicht leicht-sinnig über dieses Problem hinweggegangen, sondern haben schnellentschlossen auch Malta auf unser Programm gesetzt. Malta liegt im mittelsten Mittelmeer, und wenige Schweizer können sich rühmen, schon einmal an seinen Gestaden einen Sonnenbrand aufgelesen zu haben. Das wird sich allerdings 1962 ganz wesentlich ändern, es sei denn, die Teilnehmer an unserer Malta-reise deckten sich mit genügend Sonnenöl ein. — Sonst noch etwas im Sommerprogramm? «Nicht mehr viel, brumme der Chef, wobei er in den Papierstößen wühlte, die seines Pultes Zierde sind. Beim Wühlen stiess er dann noch auf ein paar Kleinigkeiten, als da sind Reisen nach Israel, Finnland, Südf-rankreich, Irland, der Türkei etc. (die Reihenfolge ist streng alphabetisch und sonst ganz dem Zufall überlassen). Habe ich nun tatsächlich das Segellager in Holland und die Sprachferien in England vergessen? Da wird mir auch schon noch einiges durch die Latten gegangen sein. Da hab' ich doch irgendwo einmal gehört... schon Rousseau soll... oder was er der Direktor der Verkehrszentrale?... ja natürlich: 1962 Ferien in der Schweiz, Switzerland — Central Europe. See what I mean? Auch eine Idee! Soll es St. Moritz, Klosters oder Ascona sein (Ascona, Kt. Tessin, Südschweiz)? Bitte, das VSS-Auslandamt steht zu Diensten. (Du weisst ja: Leonhardstrasse 19, Erdgeschoss, nicht anklopfen.)

PRO DOMO (für den Dom oder, wie man zu sagen pflegt, in eigener Sache): Unsere Sekretärin hat Anspruch auf eine angemessene Mittagspause, weshalb der Schalter von 12.00 Uhr bis 13.30 Uhr geschlossen bleibt. (Der Schalter befindet sich an der Leonh... — bitte, ich hab's wirklich nicht böse gemeint!) Während die Sekretärinnen ihre wohlverdiente Pause gelegentlich einschalten können, müssen die studentischen Mitarbeiter oft durcharbeiten. Das ist natürlich ein ganz unhaltbarer Zustand, dem nur abzuhelfen wäre, wenn sich gelegentlich wieder einmal ein paar Kommilitonen meldeten, um uns die Arbeit aus den Händen zu reissen. Merke: Jeder Student kann bei uns Reisefahrten werden, wenn er bereit ist, auch bei der Organisation ein bisschen mitzuarbeiten. Wenn wir Student sagen, meinen wir übrigens auch Studentinnen. Also, worauf wartest Du noch?

Do you speak English? Bloße Frage, aber lies trotzdem weiter: Wir würden Leute, die bereit sind, nicht ganz unentgeltlich amerikanische Studentengruppen durch die Schweiz zu führen. Voraussetzungen: genügend Sprachkenntnisse und eine Allgemeinbildung, die den Anwärter befähigt, erschöpfend Auskunft zu geben über das Verhältnis des Schweizer zum Frauenstrimmrecht und die Ursache der Löcher im Käse; ferner wird Gewandtheit im Umgang mit Bienenschwärmen — Entschuldigung; mit dem Publikum verlangt. Bitte stell Dich doch einmal vor dem Spiegel und betrachte Dich mit zugekniffenem Auge, aber doch kritisch. Entsprichst Du diesen strengen Anforderungen? Dann nichts wie los an die Leonhardstrasse 19, Erdgeschoss, bitte eintreten ohne anzuklopfen!

die Hochschule andere

Alle Wege führen nach Rom

Benito Mussolini war diplomierter Französischlehrer und hatte auch sonst allerlei auf dem Kerbholz. Darunter einen mörderischen Schrecken, den er mir postum durch die Knochen jagte. Dies geschah so: An einem schönen Herbsttag pilgerte ich in Rom auf die Universität zu, mit der gläubigen Zuversicht im Herzen und der Hoffnung, auch hier eine traumliche Stätte zu finden in schlichten, demokratischen Massstäben wie in Zürich, vielleicht höchstens, dass eine grüne Kupfer fast unerlaubt aufs Monumentale hindeute. Doch diese heimelige Stimmung, die mich auf der Rämistrasse alleweil überkommt, sank kläglich in sich zusammen. Ich stand, viel zu klein und viel zu gering für diese gewaltigen Ausmasse, vor einem zyklischen Kolonnadeneingang und spähte bekommen auf die symmetrische Anlage der Città Universitaria. Es ist wahrlich keine Schaum-schläger, diesen prunkvollen Bezirk des Geistes «Città» zu nennen; er ist steingewordene Grandeza, in den dreissig Jahren hingesetzt von völlig fantasiosen Architekten, die ganz genau fühlten, wie mächtig die öffentlichen Gebäude der künftigen Mittelmeermetropole auszusehen hätten.

Mein Ziel war nicht nur, diese Hochburg der Wissenschaften zu besichtigen, sondern verwegenermassen auch, mich als Auditor einzuschreiben. Zum Glück hatte ich auf dem italienischen Konsulat in Zürich bereits ziemlich viele Formalitäten erledigt, so dass ich mein Vorhaben in einem dreiwöchigen Hürdenlauf erledigen konnte. Ich beehrte nicht nur verschiedene Ämter innerhalb der Universität verschiedene Male, sondern auch das Ausserministerium, das in idyllischer Abgeschiedenheit liegt. Ueberflüssig zu sagen, dass vor allen Schaltern lange Schlangen standen, ebenso überflüssig für Italienkenner, dass es überall Leute mit Beziehungen gab, welche die wartende Schlange in elegantem Sialom überholten. Köstlicher Weise sind auch die Öffnungszeiten von Amt zu Amt verschieden; das verschaffte mir erholungsame Spaziergänge noch und noch. Zur Beruhigung sei gesagt: Es gibt in Rom Agenturen, welche die Immatrikulation besorgen, gegen klingende Münze natürlich.

Nun gibt es in jeder Universität nicht nur Beamte und Büttel, sondern auch Professoren und Studenten. Höflicher Weise will ich zuerst von den Professoren sprechen: Das ist aber gar nicht so einfach, denn man sieht verschiedene von diesen Leuten ganz spärlich. Sie sind gut mit Assistenten versehen, welche im Notfall eine Vorlesung zustande bringen. Diese Notfälle sind erstaunlich häufig. Ebenso häufig fallen Vorlesungen ohne weitere Formalitäten aus, zum grossen Vergnügen der Studenten, die anderthalb Stunden im überfüllten Bus verbracht haben, um den betreffenden Herrn zu hören. Es kommt auch vor, dass ein Professor in der Universität erscheint, alles atmet auf, endlich doch einmal — und trotzdem wird nicht gelesen. Ich vernahm aus sicherer Quelle, dass der Säumige gerade die Wohnung wechselte. Das hinderte ihn offenbar wochenweise daran, seine obligatorischen vier Stunden auf dem Katheder zu verbringen. Andere Vorlesungen fallen nur deshalb nicht aus, weil sie gar nicht beginnen. Eine deutsche Studentin, die Vorlesungen bei einem berühmten Philosophen hören wollte, wurde zur Stoikerin, denn die Koryphäe erschien erst im Januar zum ersten Male im Hörsaal. Und dann war die Vorlesung obendrein noch mässig, um einen höflichen Ausdruck zu gebrauchen. Natürlich gibt es weisse Raben, aber sie helfen nicht allzuviel, den ziemlich üblen ersten Eindruck zu verbessern.

Nun zu den Studenten. Hier macht der Aerger den Mildeid Platz. Die akademische Freiheit ist offenbar irgendwo im Tiber untergegangen, auch an der Philosophischen Fakultät I. Ein straffes Vierjahresprogramm schleust den Studenten über rund 18 Prüfungen, also mehr als vier pro Jahr, zum begehrten Titel eines «Laureato». Ein Laureato, der ungefähr unserem Lizenziaten entspricht, wird als Doctore angeredet. Seine «Disseration» muss sechzig Schreibmaschinenseiten umfassen. Also denn: alle, die nicht gern tippen — auf nach Rom!

Dieses strenge Mittelschulsystem bringt es natürlich mit sich, dass jedermann immer auf irgend eine Prüfung hinarbeitet. Die köstlichen ersten Semester, da man in Zürich bei gutem Willen immerhin etwas «Universitas» erleben kann, bevor die Beschränkung auf Haupt- und Nebenfächer notwendig wird, fehlen in Rom durchaus. Der einzige Gesprächsstoff unter Studenten sind demnach auch die Ergebnisse der letzten, der vorletzten, und der laufenden Prüfungen. Wenn irgendwo eine Gruppe von Studenten debattiert, hört man immer Zahlen zwischen 20 und 30. Denn bei jeder Prüfung werden die Punkte, die der Prüfling herausgeschunden hat, zusammengerechnet; das Maximum ist immer dreissig Punkte, das notwendige Minimum achtzehn. Ich habe aber nie einen gesehen, der weniger als zweiundzwanzig Punkte gemacht hätte. Wenn man genügend Herdentrieb hat, wird man todsicher zum Laureato herandressiert. Die Schwierigkeiten beginnen erst nachher. Viele akademische Sparten, vor allem die Jurisprudenz

die politischen Wissenschaften, sind hoffnungslos überfüllt. Mittelschullehrer sind so schlecht bezahlt, dass sich an der Philosophischen Fakultät I fast nur Mädchen einfänden. Die Zukunftsaussichten der Studenten in Italien sind also nicht gerade rosig, von den gesuchten Naturwissenschaftlern und Mathematikern abgesehen, und diese graue Zukunft färbt natürlich auf die Klima in der Universität ab. Juristen beispielsweise sehen in ihren Kommilitonen bereits die zukünftigen Konkurrenten, die sich in ein paar Jahren mit ihnen um interessante Posten bewerben werden, und sie wissen auch genau, dass sich der grössere Teil mit bescheidenen und gering bezahlten Stellen abfinden muss.

Die römische Universität zeigte mir sehr deutlich, wohin es führt, wenn zu wenig Ansprüche an Dozenten und Studierende gestellt werden, wenn die Hochschulen zu Fabriken werden, die Maturanden als Rohmaterial aufnehmen und nach genau bemessener Frist als Spezialisten auswerfen. Die akademische Freiheit muss gewisse manchmal eingeschränkt werden, man kann keine Anfänger auf teure Laboratorien oder gar auf Spitalpatienten loslassen, aber, so weit sie gewahrt werden kann, muss sie erhalten bleiben. Ich gebe jedem, der die Sicherheit eines auskalkulierten, straffen Studienganges in kürzester Zeit wünscht, den Rat, ein bisschen in Rom zu studieren, wo in einer symmetrisch aufgebauten Marmorstadt Schablonenakademiker produziert werden, wo eine anonyme Masse (von «studentischem Leben» natürlich keine Rede) von Hörsaal zu Hörsaal und von Prüfung zu Prüfung gängelt wird — ich glaube, er wird geheilt zurückkommen.

Walter Kronbichler, phil. I

Liberaler Studentenschaft Zürich

Die Liberale Studentenschaft Zürich vereint Studenten und Studentinnen aus allen Fakultäten und Abteilungen zur Diskussion von politischen Fragen. Diese Studenten stehen alle in ihrem normalen Studiengang; sie opfern aber etwas kostbare Zeit und Kraft, um den aufgeworfenen Fragen nachzugehen. Eigenartigerweise ist die LSZ die einzige Studentische Vereinigung an den Zürcher Hochschulen, die sich ausdrücklich und offen zu einer rein politischen Zielsetzung bekennt (ohne jedoch von einer Partei abhängig zu sein). Das Ziel ihrer Arbeit kann wie folgt umschrieben werden: Nach Abschluss seiner Studien darf der Akademiker nicht nur ein für seine berufliche Tätigkeit ausgezeichnet ausgebildeter und qualifizierter Wissenschaftler, Techniker, Lehrer oder Jurist sein. Jeder doctor, licentiat oder diplomatus muss 1) seiner infolge der intellektuellen Fähigkeiten, erweiterten Bildung und einflussreichen beruflichen Stellung ganz speziellen Verantwortung dem Gemeinwesen gegenüber bewusst sein; 2) sich über

ein Minimum an Wissen über politische Dinge ausweisen können und somit zu selbständigem Urteilen über aktuelle Fragen fähig sein; 3) wissen, wie er seiner Überzeugung Ausdruck verleihen und auf das politische Geschehen seinen Einfluss ausüben kann.

Das Veranstaltungsprogramm der LSZ sucht regelmässig drei Themenkreise zu berücksichtigen: weltanschauliche, ordnungspolitische und staatsrechtliche Probleme allgemeiner Bedeutung — aktuelle politische Tagesfragen — speziell die Studenten berührende Dinge. Einige Hinweise auf Vorträge aus den vergangenen Semestern mögen dies veranschaulichen: «Die philosophischen Grundlagen des Liberalismus» mit Prof. H. Barth, «Die Stellung des freien Wissenschaftlers in der Weimarer Republik und im Dritten Reich», «Die Schweiz und die europäische Integrations mit Minister Weitnauer, «Die Sowjetunion und China», «Die Landwirtschaft in den Entwicklungsländern», «Die Gemeindeautonomie in Theorie und Praxis» mit Regierungsrat Brugger, Diskussion über das Kartellgesetz, «Probleme des wissenschaftlichen Nachwuchses», Stipendienordnung etc. Massgeblich waren Mitglieder der LSZ an der Ausarbeitung einer neuen Stipendienordnung beteiligt. Die Vertretung der Studentenschaft der Universität Zürich zog diesen Vorschlag dem offiziellen VSS-Stipendienprojekt vor.

Im Sommersemester 1962 wird sich die LSZ der besonderen Stellung Polens im Sowjetblock zuwenden und die daraus zu ziehenden Konsequenzen für unsere Haltung diskutieren (15. Mai). Am 19. Mai orientiert sie durch ein Gespräch am runden Tisch über das in der diesjährigen Junisession zu beschliessende Filmgesetz. Der letzte Abend (26. Juni) ist einer kontraktatorischen Aussprache zwischen Nationalrat Dr. Häberlin und alt Bundesrat Prof. Weber über das Thema «Demokratisierung der Wirtschaft» gewidmet. Da die liberalen Studenten nicht gewohnt sind, fremde Meinungen unbenutzt zu übernehmen, spielen die an die Referate anschliessenden Diskussionen regelmässig eine grosse Rolle.

Die LSZ führt den Begriff «liberal» in ihrem Namen. Das deutet darauf hin, dass sich ihre Mitglieder bewusst und ausdrücklich zu einer politischen Richtung, dem Liberalismus, bekennen. — Reaktionen? Jeder möge dies selbst beurteilen: Die liberale Ordnungstheorie bejaht das Recht des Individuums, sein Leben nach eigener Einsicht und Entscheidung zu gestalten. Die freie Entfaltung des Einzelnen findet nur dort eine Schranke, wo sie das gleiche Recht anderer verletzt oder die staatliche Rechtsordnung gefährdet. Aus den Grundsätzen ergibt sich die Forderung nach möglichst weitgehender Selbstverantwortung des einzelnen Menschen. Nur wo Individuum und auch die Gesellschaft versagen, hat der Staat helfend und ausgleichend einzuschreiten. Liberalismus und totalitäre Lehre jeglicher Provenienz schliessen sich gegenseitig aus.

Hans-Peter Gasser, iur.



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstrasse 9

Seit 1899 die Apotheke der Akademiker

Warum nicht das Beste günstiger kaufen!

Strehlgasse 4 bei der Rathausbrücke und Bahnhofstrasse 62 Zürich



Dies ist die geschützte Fabrikmarke für jenes schweizerische Zeichenpapier, das jeder der zeichnet als Garantie kennt für unübertroffene und immer gleichbleibende Qualität.

SUPERBUS Papier in Bogen und Rollen, die Sorten «rauh» und «extra-rah» zum Aquarellieren, die Sorten «satiniert» und «matt» für technische Zeichnungen.



Zürcher Papierfabrik an der Sihl, Zürich Tel. (051) 23 27 35



Verlangen Sie ausdrücklich unser seit 35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

Axelrod



Yoghurt

AG Vereinigte Zürcher Molkereien Zürich 4

anorganische Säuren für die Industrie	Sulfate, Sulfitte, phosphorsaure Salze
Silikate, Adsorbtiions- und Trockenmittel	
Düngemittel für Landwirtschaft und Gartenbau	Chemische Fabrik Uetikon
	Uetikon am Zürichsee Full am Hochrhein



100 Jahre Erfahrung

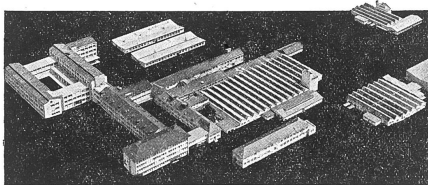
Schweizerische
Bankgesellschaft

Schallplatten
Tonbänder
Papeteriewaren
Kunstdrucke
med. Instrumente
antiquarische Bücher

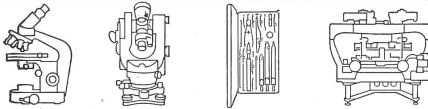
zu studentischen Preisen

Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15

Optische und feinmechanische Präzisions-Instrumente



Wild in Heerbrugg, das modernste
und grösste optische Werk
der Schweiz liefert in alle Welt:
Vermessungsinstrumente,
Fliegerkamern und Autographen für
die Photogrammetrie, Forschungs-
Mikroskope, Präzisions-Reisszeuge
aus rostfreiem Chrom-Stahl



Prospekte und Offerten durch
Wild Heerbrugg AG., Heerbrugg/SG
Optische Werke

WILD
HEERBRUGG



Cellux Buchhüllen
und Klebebänder
als praktische
Helfer

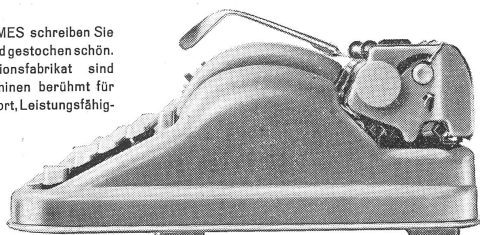
In allen Papeterien erhältlich

HERMES

**Portable Modelle
ab Fr. 265.—**

Miete / Miete-Kauf / Teilzahlung

Auf einer eigenen HERMES schreiben Sie
beschwingt, mühelos und gestochen schön.
Als Schweizer-Präzisionsfabrikat sind
HERMES-Schreibmaschinen berühmt für
optimalen Schreibkomfort, Leistungsfähig-
keit und langjährigen
Strapaziergebrauch.



August Baggenstos ZÜRICH 1

Waisenhausstrasse 2 Laden: Uraniastrasse 7, bei der Urania Telefon 25 66 94

Zelte 50 verschiedene Typen
(auch Occ.) warten auf
Sie! Grosse Auswahl
auch in **Campingartikeln**. Günstig, da di-
rekt ab Lager! Erstklassige Beratung.

W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB), Tel. 44 9514

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21 Zürich 1
Tel. 34 50 77

Lohnende Nebenbeschäftigung

Nachwächterdienste!

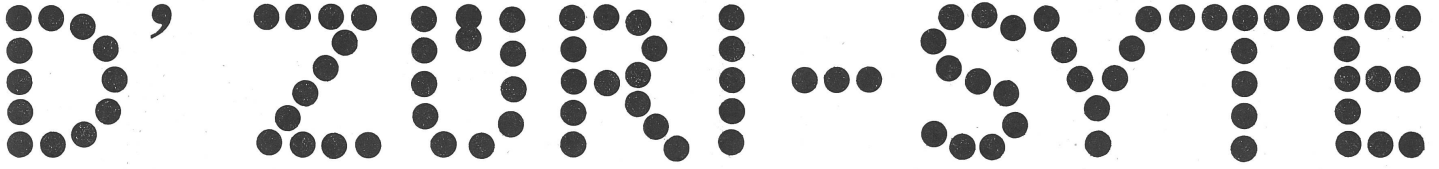
Entschädigung pro Arbeitsnacht
Fr. 28.— bis 31.—

Telefonische Anmeldung
(nur Schweizerbürger) erbitten wir an

SECURITAS AG

Hirschengraben 28
Zürich 1
Tel. 34 50 55





Die Spalte der Studentin

Briefe an Wilhelmine

Ich bitte um die Ehre, vorstellen zu dürfen: Wilhelmine, Briefkastenante für die Zürcher Studentin, soben aus der Taufe gehoben. Und nun gleich von Anfang an richtigzustellen: ich bin weder ein leerer Begriff noch ein in Frauenkleidung verkappter Student, sondern tatsächlich eine Wilhelmine. Zwar fehlen mir die sonst solch altherwürdigen Seelenfreundinnen eigenen Requisiten wie Brille, Chignon und Kanarienvogel im vergoldeten Bauer... Aber immerhin entbehre ich des Unumgänglichsten nicht: eines vielfassenden und erwartungsfreudigen Briefkastens.

Was ich will, ist nichts weiter als der Studentin in unserer Zeitung einen festen Platz zur Aussprache einzuräumen und dabei selbst so wenig als möglich zu Worte kommen. Ich denke mir diese Aussprache in der Form von Briefen, von Beiträgen, von Fragen, von Antworten. Was für die eine interessant ist, interessiert meist noch mehrere. Ideen, die vielleicht in der Hilflosigkeit der einzelnen versickert wären, können von anderen aufgenommen und ausgewertet werden. Warum soll nicht die Aeltere der Jüngeren raten? Und warum nicht die Zweite wissen, warum die Erste lachte, auf dass sie mittache?

- Habt ihr also Vorschläge oder Anregungen, habt ihr Erfreuliches erlebt oder euch empört - schreibt's Wilhelmine!

- Möchtet ihr ein Thema zur Sprache bringen, von einem Erlebnis berichten, oder geht gar eure Lebensphilosophie nicht mehr auf - zaudert nicht, schreibt's Wilhelmine!

- Seien es Studiumsfragen, Adressen, Hinweise, seien es Traktätchen oder ganz einfach ein übervolles Herz - bitte, mein Briefkasten ist vielfassend und verschwiegen wie ein Grab.

An Wilhelmine adressierte Briefe werden von den Redaktoren nicht geöffnet, werden je nach Wunsch mit oder ohne Namen veröffentlicht oder direkt beantwortet.

Dabei setze ich natürlich immer voraus, dass tatsächlich Briefe eintreffen. Ob diese Ecke aufschlussreich, interessant, vergnüglich und möglichst bunt ausfallen wird, liegt letzten Endes bei der Zürcher Studentin.

Für euer Mitwirken sei euch heute schon gedankt. Wilhelmine

Der Fingerzeig zeigt auf sonst in den Zeitungen kaum angekündigte, jedoch erlebenswerte oder pikante Besonderheiten in Zürcher Kulturleben, er klautb gewissermassen die verborgenen Rosinen aus unserem Kulturkuchen. Unsere erste Rosine allerdings ist keine Rosine, sondern:

Pêche flambée

Wer schon alle Theaterstücke, Filme, Cabarets, Ausstellungen usw. gesehen hat oder genug hat von diesen Dingen, der fahre an einem Abend einmal auf die Forch hinaus, wandere von dort (oder fahre weiterhin) in südlicher Richtung durch den schönen tiefen Wald, bis er auf eine Lichtung kommt: Dort steht der Waldgasthof Guldenen. Und dort bestelle man «pêche flambée» (wird nur für mindestens zwei Personen zubereitet). Sogleich erscheint der Chef de Service, fährt einen sog. Servierboy an, entzündet eine Gasflamme, schmelzt Butter und Zucker, gibt mit eleganten Gesten aus vielen Flaschen gute Säfte zu, rührt und löffelt geheimnisvoll, legt die Pêches in die brodelnde Sauce: dann den Cognac darüber und die ganze Herrlichkeit geht in spektakulären blauen Flammen eine Attraktion, die es mit allem aufnimmt, men eine Attraktion, die es mit allem aufnimmt, was die Stadt zu bieten hat.



Gottfried-Keller-Preis für Emil Staiger

ag. Die Kuratoren der Martin-Bodmer-Stiftung für einen Gottfried-Keller-Preis haben, unter dem Vorsitz von Dr. Martin Bodmer, den XVI. Gottfried-Keller-Preis dem Literaturwissenschaftler und Uebersetzer Professor Dr. Emil Staiger zugesprochen.

Die Verleihung des Gottfried-Keller-Preises an Herrn Professor Emil Staiger hat einen weiten Leserkreis hoch erfreut, am meisten aber diejenigen, die bei ihm studieren oder haben studieren dürfen. Es ist daher den Zürcher Germanisten ein besonderes Anliegen, dem verehrten Professor ihre Glückwünsche zu bringen und ihm für seine grosse Arbeit, womit er sich täglich um sie bemüht, herzlich zu danken.

Wir haben Professor Staiger eine Literaturwissenschaft zu verdanken, die uns nicht von den Gegenständen trennt, nicht gestattet, uns über sie zu erheben, sondern die das Trennende behutsam zu lösen versucht, indem sie uns lehrt, den oft mühsamen historischen Weg, der zu ihnen führt, selbstlos zu beschreiten. Und dort, wo uns dieser Weg nahe an den Gegenstand, ein dichterisches Werk, herangeführt hat, dort lehrt sie uns lange verweilen, menschlich zu würdigen und anzunehmen.

In der steten Bereitschaft, ein sprachliches Kunstwerk gern zu würdigen, zu bewundern, wo die literarische Arbeit immer wieder in menschlicher Begegnung mündet, erkennen wir an Professor Staiger dankbar unser Vorbild.

R. M.

Studio 4: The General

Es gab und gibt viele Leute, die sich über die Renaissance des Kintopps wunderten und sich recht abschätzig darüber äusserten; die Stummfilmkomödie schien ihnen wohl des viel geforderten und selten vorhandenen geistigen Gehaltes zu entbehren. Dabei zeigte sich von Anfang an, dass fast alles, was die neuen und neuesten Wellen gebracht haben, im Stummfilm vorbereitet war und teilweise sogar ganz offen dalag und schlicht gestohlen wurde (der Zeitraffer hat unterdessen sogar Eingang in die avantgardistische schweizerische Produktion gefunden). Dieser Film beseitigt die letzten Zweifel an dieser Tatsache.

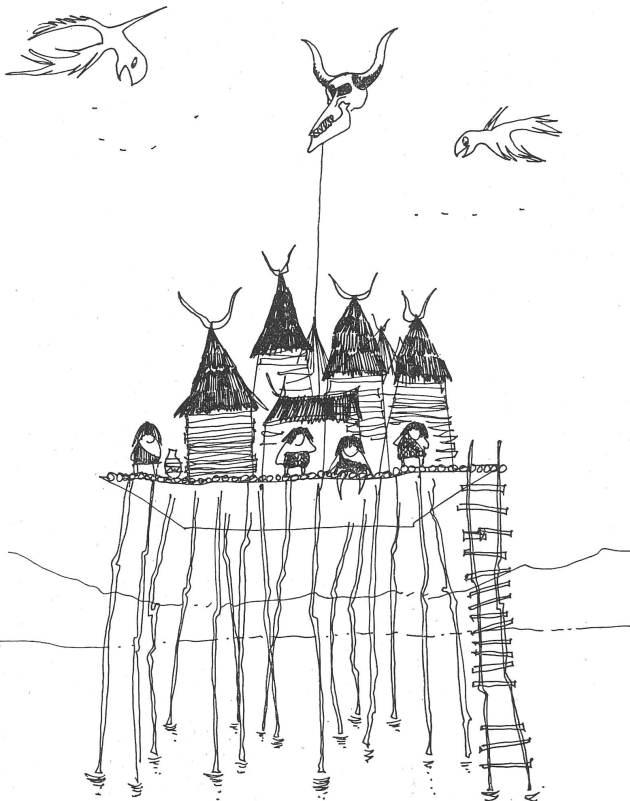
Buster Keaton gehört zu den ganz grossen Komikern, und seine Kunst liegt wie bei allen Grössen des Stummfilms in der unerhörten Ausdruckskraft seiner pantomimischen Körperbeherrschung. Wenn sich sein Fuss in einer Kette verstrickt, dann zeigt sich sein Kampf um die Befreiung nicht in «lustigen» Grimassen, sondern eben in diesem Fuss. Wenn Buster Keaton in ausweglose Situationen gerät, so sind sie wirklich ausweglos, d. h. auch der Zuschauer vermag sich in der kurzen Zeit, die zum Ueberlegen bleibt, nicht vorzustellen, wie sich der Mann mit dem steinernen Gesicht aus der Affäre ziehen wird, und der erlösende Einfall bewirkt denn auch jedesmal eine richtige Lachexplosion. Dazu kommt, dass Buster Keaton die wichtigste aller Fähigkeiten des grossen Komikers in ausgeprägtem Masse besitzt: er kann mit einem Witz auch wieder aufhören. Es liess sich stundenlang über die Qualitäten dieses grossartigen Filmes sprechen, aber das grösste Kompliment lässt sich in einem Satze sagen: er wäre Charles Spencer Chaplins würdig. PW



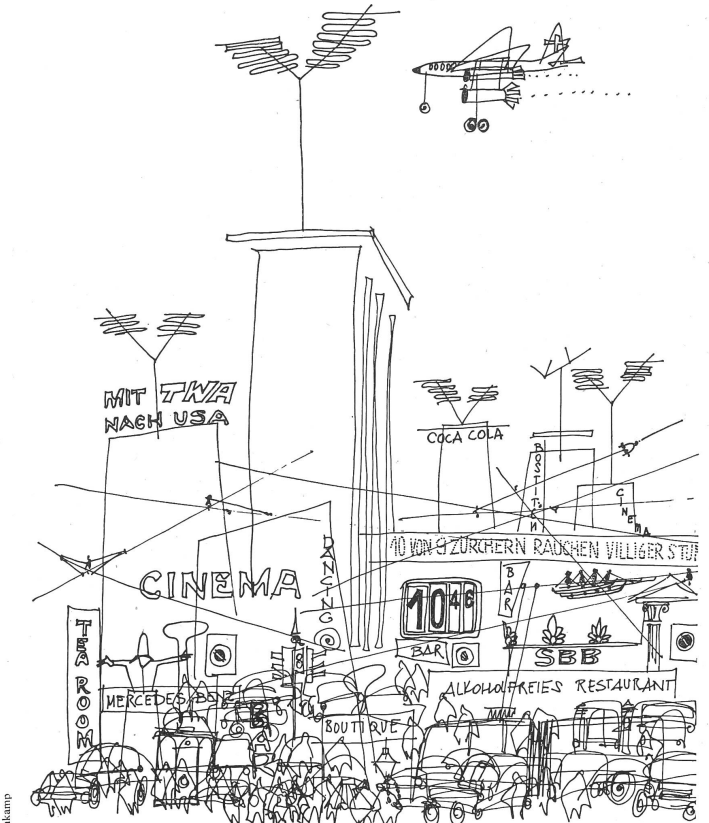
SO SIND DIE FRAUEN!

An Weibern ist alles Herz, sogar der Kopf. Jean Paul

Kleider sind die Waffen, womit die Schönen streiten, und die sie, gleich den Soldaten, dann nur von sich werfen, wenn sie überwunden sind. Jean Paul



EINST EIN PFÄULBAUERDORF



HEUTE EINE KLEINE GROSSTADT

Iwan Tilenstamp

Die folgenden Einsendungen sind kritische Stimmen zu unserem letzten Leitartikel. Sie werden anschliessend von PW kommentiert.

Im letzten «Zürcher Studenten» erschien ein Artikel, der eine Anfrage eines Geistlichen im Zürcher Kantonsrat betreffend des antichristlichen Films «Viridiana» zum Anlass nahm, um schweizerische Freiheitsrechte gegenüber dem sog. «berichtigten» christlichen Totalitätsanspruch zu verteidigen. Die zynische Art und Weise, wie das geschehen ist, um — nennen wir das Kind doch gleich beim Namen — den «Schwarzen» und derlei staatsgefährlichen und die Freiheitsrechte bedrohenden Elementen eins auszuweisen, ruft nicht nur einer Berichtigung, sondern einem Protest. Es macht gerade den Anschein, als ob die freie Meinungsäusserung gegenüber den Geistlichen verteidigt werden müsste, diese selber aber von diesem Freiheitsrecht keinen Gebrauch machen dürften.

Darüber, ob das Kreuz immer noch über unserem Lande steht und ob unser Staat immer noch christlich sei, kann man geteilter Meinung sein. Aber es darf nie vergessen werden, dass unser Staat das, was er heute ist, im wesentlichen christlichem Gedankengut verdankt. Stets hat es bedeutende schweizerische Staatsmänner und Persönlichkeiten gegeben, und es gibt sie auch heute noch, die die christliche Grundhaltung unseres Staates zu erhalten suchten. Nur zu gerne wird von gewissen Leuten unterschlagen, dass der erste Bund der Eidgenossen von 1291 wie alle späteren Erneuerungen «Im Namen Gottes» geschlossen wurde und dass sich auch die Schöpfer der Bundesverfassung von 1848 und 1874 nicht scheuten, ihr Werk unter Gottes Schutz zu stellen. Damit ist doch klar zum Ausdruck gebracht, dass die Schweiz das natürliche und das göttliche Gesetz als grundlegend für die Existenz von Staat und Volk betrachtet. Es wird bald man diese Tatsachen — denen jedenfalls nicht genug Bedeutung zugemessen werden kann!

Geist will ihm das verbieten? Verstösst es etwa gegen die freiheitliche Idee, wenn ein Volksteil aus freien Stücken auf einen Film verzichtet und sich ein Verbot auferlegen will, das dann natürlich auf das ganze Volk ausgedehnt wird, falls es zustande kommt? Unser «Liberaler» soll doch einmal hinter den Deckel eines juristischen Werkes sehen. Er wird dann bald feststellen, dass unsere ganze Demokratie so funktioniert! Wenn seine Kritik Berechtigung hätte, dann wäre ja jede Initiative, jeder Antrag eines einzelnen Abgeordneten ein «Totalitätsanspruch». Der Verfasser des Artikels «Viridiana» scheint nun dieser Ansicht zu sein, da er Herrn Pfarrer Frehner, der von seinen demokratischen Rechten Gebrauch gemacht hat, solcher Ansprüche bezichtigt.

Es ist nach dem Gesagten nicht mehr nötig, auf die Absurdität und die Unlogik dieser Behauptung hinzuweisen. Uebrigens dürfte klar geworden sein, wie unliberal der «Liberalismus» im Grunde ist und wer in Wirklichkeit Totalitätsansprüche vertritt!

Es ist zu hoffen, die Studenten werden sich dagegen wehren, dass unsere Demokratie, auch wenn sie die Einschränkung einer Freiheit herbeiführen könnte, zum einseitigen Schutze des «Liberalismus» angefasst wird. R. O.

Diese Einsendungen erheischen eine Antwort. Zuerst gilt es ein Missverständnis zu klären: es war nie meine Absicht, Herrn Pfarrer Frehner das Recht zu seiner Anfrage abzusprechen. Ich schrieb lediglich, er «hätte sie mit Leichtigkeit selbst beantworten können»; sie war also reine Publicity — aus der der Film dann Nutzen zog. Ich kritisierte nicht die Tatsache, dass Pfarrer Frehner interpellierte, sondern den Inhalt der Interpellation. Der Unterschied ist so fein nicht, dass er nicht be-

das ist die Freiheit

— nicht mehr als Grundvoraussetzung für das Bestehen und Wohlergehen der schweizerischen Eidgenossenschaft anerkennen will, verleugnet man Geschichte und Wesen unseres Staates. Es kann ja als «berichtigter christlicher Totalitätsanspruch» bezeichnet werden, wenn man versucht, die christliche Grundhaltung des schweizerischen (und nicht irgend eines!) Staatsgebildes zu erhalten, weil man darin eben mehr erblickt als nur bloss frommes Getue und billige Rückversicherung «für alle Fälle». Ist es aber nicht die ernste Aufgabe eines jeden jungen Schweizlers, dem Bund und seinem göttlichen Zeugen und Bundesgenossen die Treue zu halten? Oder wissen wir es besser als unsere Ahnen, die noch nicht soviel von Naturwissenschaften und Mathematik verstanden wie wir aufgeklärten Patrioten? Tatsache scheint jedenfalls zu sein, dass am Kreuz, das Stände Verfahren über unserem Lande aufgerichtet haben, wohl noch nie so wie heute von allen Seiten gerüttelt und gerissen wird. Und gelingt es jemandem, durch einen Film oder auf ähnliche, moderne Art Schmutz daran zu schmiern, so kann man sich offensichtlich «eines schadenfrohen Schmutzels kaum enthalten», um damit seine echt schweizerische Gesinnung zu dokumentieren!

Mit diesem Beitrag sei nicht für ein Verbot des Filmes «Viridiana» plädiert. Nach den bestehenden Gesetzen und Veränderungen müsste der Film zur Aufführung freigegeben werden. Und damit konnte schliesslich auch jeder hingehen und zu sehen, ob dieser Film vor seinem Gewissen Bestand habe, oder auf den Fall anderer — aber nicht hingehen. Auf jeden Fall hätte man eben sein staatsbürgerliches Verantwortungsbewusstsein auch auf andere, konstruktivere Art und Weise zum Ausdruck bringen können, als das im letzten «Zürcher Student» geschehen ist. C.V.A.

In der letzten Nummer des «Zürcher Studenten» (Nr. 8, Februar 1962) figuriert als Leitartikel ein Beitrag zur Diskussion über das Thema «Viridiana». Darin wird festgestellt, dass Herr Pfarrer Frehner im Kantonsrat für ein Verbot des Filmes eingetreten sei, weil dieser «das Kreuz, das immer noch über unserem Lande steht, in den Schmutz zieht». Dass der Film dies tatsächlich tut, gibt der Schreiber ohne weiteres zu. «Aber», fügt er bei, «daraus ein Verbot ableiten kann bloss, wer vom berichtigten christlichen Totalitätsanspruch ausgeht, der alles Unchristliche als unswissenshaft und staatsfeindlich betrachtet». Etwas weiter unten heisst es: «Es ist aber trotzdem wieder einmal mit Nachdruck darauf hinzuweisen, dass es in diesem Lande ein verfassungsmässiges Recht darauf gibt, kein Christ zu sein und seinen Atheismus oder sein Heidentum auch zu bekennen. Ob dabei die Gefühle irgendeines Pfarrers verletzt werden, ist völlig unmassgeblich.»

Dem Verfasser dieser «liberalen» Zeilen ist folgendes zu entgegen: Ob es in diesem Lande ein verfassungsmässiges Recht gibt, eine Religion, zu der sich um die 90% der Bevölkerung bekennen, auch öffentlich zu beschimpfen, wäre noch zu untersuchen! Doch nehmen wir an, es gebe dieses Recht. Es werden sich dennoch Leute finden, die sich beleidigt fühlen. Vielleicht bilden sich diese auch bloss ein, ihre Religion werde verspottet, beleidigt sind sie aber trotzdem. Da soll nun ein Kantonsrat, gewählter Volkvertreter, kein Recht dazu haben, dem Unwillen jener Leute vor der Ehre Ausdruck zu verleihen und in ihrem Namen die Zensur aufzugeben? Welch ein unliberaler

merkt werden könnte.

Mein Artikel richtet sich gegen zwei Dinge: gegen die Aushöhlung wichtiger Freiheitsrechte unter Missachtung der Religionsfreiheit und der Rechtsgleichheit, sowie gegen die «Konfessionalisierung des öffentlichen Lebens». Es ist nötig, nochmals darauf zurückzukommen.

Wenn RO sagt, es sei eine Eigenheit der demokratischen Gesetzgebung, dass eine Mehrheit sich gegen eine Minderheit durchsetze, die sich dann zu fügen habe, so entgeht ihm dabei einiges. Wenn er seine Gedanken einmal für wenige Augenblicke dem Gesetzgebungsverfahren zuwenden wollte, würde er bald entdecken, dass die Freiheitsrechte, vor allem die Meinungsäusserungsfreiheit, völlig unabdingbare Voraussetzungen für seinen erfolgreichen Gang sind. Wo die Freiheit der Meinungsäusserung fehlt, wird der Wille des Volkes nicht gebildet, sondern «gemanagt». Im weitern scheint RO zu übersehen, dass auch in der Schweiz das Volk nicht das Recht hat, alles zu tun. Die Gesetzgebung findet gerade in den Freiheitsrechten ihre Schranken; auch die Herrschaft der 51% hat nicht das Recht, Unrecht zu tun. Sollte das Zürcher Volk z. B. die Absicht haben, sämtliche unchristliche Literatur zu verbieten, so ist ihm die Ausführung dieser Idee ganz einfach verwehrt. RO wird nun wohl sagen, dass dies Ausdruck des «liberalen Totalitätsanspruches» sei, und hätte damit in gewissem Sinne recht. Der Liberale verlangt Freiheit, soweit sie ohne Störung des «ordre public» möglich ist; es soll einem Volke möglich sein, grundlegende Ansichten zu ändern, auch seine Staatsform oder seine Religion neuen Wünschen anzupassen; der Liberale erstrebt also die «offene Gesellschaft». Um die Anpassung ständig zu ermöglichen, müssen möglichst viele Freiheiten gewährleistet sein, und die Freiheit der Meinungsäusserung ist in dieser Hinsicht vielleicht die bedeutendste. Viele grosse Ideen wurden anfangs nur von einer heftig bekämpften Minderheit verfochten und erst später Allgemeingut; Galilei ist hier vielleicht das nächstliegende Beispiel, aber es darf daran erinnert werden, dass Christus selbst vom Recht, Minderheit zu sein und sich trotzdem äussern zu dürfen, profitierte. Gerade die Schweiz zeichnete sich immer durch eine besonders tolerante Haltung den Minderheiten gegenüber aus, und es ist zu hoffen, dass diese Einstellung nicht einer demokratischen Vergewaltigung der «andern» geopfert wird. Der Totalitätsanspruch des Liberalen auf Freiheit, soweit sie möglich ist, besteht wirk-

lich, aber ich hatte bis heute geglaubt, dass er vom Christentum grundsätzlich gedeckt werde. Er ist identisch mit zwei der wichtigsten Prinzipien unserer staatlichen Ordnung, das nämlich erstens alles erlaubt ist, was nicht ausdrücklich verboten ist, und dass zweitens gewisse Dinge überhaupt nicht verboten werden dürfen. Der christliche Totalitätsanspruch hingegen widerspricht unserer Verfassung, die den Nicht-Christen die gleichen Rechte einräumt wie den Christen.

Ich besitze keinerlei missionarischen Drang, aber ich werde mich dafür einsetzen, dass, wer immer ihn besitzt, auch Gelegenheit erhält, ihn zu betätigen. Ich werde dabei gegen Schwarze, Rote, Gelbe, Grüne und Blaue, aber auch für jede beliebige Farbe kämpfen, ob ich mit den Absichten des Missionars einverstanden sein werde oder nicht. (Die Behauptung, mein Artikel sei gegen die Schwarzen gerichtet gewesen, ist eine glatte Unterstellung, ein Misston in der Auseinandersetzung, den ich bedaure.) Ich bin fest davon überzeugt, dass das Verbot als Mittel im geistigen Kampf ausgespielt hat. Niemand hat das Recht, einen andern daran zu hindern, seine Meinung kundzutun, es sei denn, diese Meinung gefährde in ernsthafter Weise die staatliche Ordnung. Der Regierungsrat hat denn auch in seiner Antwort auf die Kleine Anfrage von Pfarrer Frehner ziemlich genau das gesagt, was im letzten «Zürcher Student» und hier ausgeführt wurde und dabei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Filmzensur grundsätzlich von der Freiheit der Meinungsäusserung auch in religiösen Dingen auszugehen habe.

Das zweite Ziel meines Artikels war eine Warnung vor einer Konfessionalisierung des öffentlichen Lebens. Ich setze mich dagegen zur Wehr, dass kirchliche Kreise versuchen, einen Einfluss auf Film-, Radio- oder Fernsehprogramme geltend zu machen, der sich als eine Beschränkung des Rechtes auf Information auswirken müsste. Unsere deutschen Kommilitonen wären wahrscheinlich in der Lage, uns in dieser Hinsicht aufzuklären. Die einzige Voraussetzung, die man als Kandidat für die Vizepräsidentschaft irgend eines deutschen Gremiums erfüllen muss, besteht darin, der anderen Konfession anzugehören als der Präsident. Der Programmleiter eines Radiostudios wurde, und dabei ausdrücklich darauf hingezukunfft des Unglaubens» geschrieben hatte. Ich bin der Meinung, dass es sich lohnt, solche Auswüchse des Konfessionalismus frühzeitig zu bekämpfen, und die wegen ihrer Christlichkeit so sehr gelobten Väter der Bundesverfassung liessen sich vom gleichen Gedanken leiten, als sie Personen geistlichen Standes vom Nationalrat ausschlossen. Auch in Deutschland beginnen sich Kräfte gegen diese Konfessionalisierung des öffentlichen Lebens zu regen, wie die Erfolge der FDP und der neugegründeten «Humanistischen Union» des schon erwähnten Dr. Gerhard Szczesny beweisen.

Es ist wahrscheinlich wenig sinnvoll, sich über die Frage zu streiten, ob die Schweiz ein christlicher Staat sei und welche Bedeutung dieser Tatsache allenfalls zukäme. Tatsache ist, dass es, so wie es immer bedeutende christliche Schweizer gab, auch immer nicht-christliche Schweizer von staatspolitischem Verantwortungsbewusstsein und geistiger Grösse lebten, und dass unsere staatliche Ordnung trotz der Präambel der Bundesverfassung keinen Unterschied zwischen Christen und Nicht-Christen im Sinne von guten und schlechten Schweizern macht.

Mein Artikel versuchte zu verhindern, dass wichtige Freiheitsrechte aus rein konfessionellen Überlegungen beschränkt werden, in der Überzeugung, dass diese Rechte einem Menschen auf Grund seiner Menschenwürde zustehen, die von seiner Konfession unabhängig ist. Dass dieser Gedanke nicht überall anerkannt wird, beweist mit einiger Deutlichkeit ein letzter Einsender:

PW hatte den Mut und die Baredsamkeit, in der letzten Nummer des «Zürcher Studenten» für den Film «Viridiana» und dessen Besucher Partei zu nehmen; denn, sagte er, religiöse Überzeugungen hin oder her, am Recht zu freier Meinungsäusserung lasse sich nun einmal nicht rütteln. Soweit ganz gut. Dass aber der Liberalismus, den PW fordert, neben obigen Recht auch gewisse den pflichtungen in sich schliesst, solche der geistigen Mündigkeit, der ernsthaften Bemühung um eine Sache und des gesellschaftlichen Anstandes etwa, scheint, fürchte ich, dem Verfasser zu entgehen. Solcher menschlich-staatsbürgerlicher Eigenschaften ermangelt der Autor unseres Filmes nun leider in bedauerndem Masse, und man darf wohl fragen, ob er, ein fataler Vertreter jener Sorte Mensch, die, was immer sie anrührt, in Unrat verandelt, irgendein Anrecht auf liberale Freiheiten noch besitzt. UB

Nein, mein lieber UB, diese Frage darf man wohl nicht stellen. Es ist noch nicht genügend lange her, seit man eine ganze Rasse mit der Begründung, dass sie alles, was sie anrühre, in Schmutz verwandle, ihrer Menschenwürde beraubte; das Resultat ist bekannt. Der umgekehrte Midas ist eine ungenügende Begründung, wenn es darum geht, Menschen ihre wichtigsten Rechte zu ziehen; das Recht dazu steht höchstens dem Staate zu, wenn es darum geht, die öffentliche Ordnung, die für die Gewährleistung jeder Freiheit unentbehrlich ist, aufrechtzuerhalten. PW

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine Erfahrung zur Verfügung und bedient Sie zuverlässig

10% Rabatt für Studenten mit Legi

Für elektrische Rasierapparate geben Sie am besten ins Spezial-Geschäft mit der grossen Auswahl und dem eigenen Reparatur-Service



Electras im Zentrum von Zürich Talacker 34 (Kaufleute), ☎ 27 61 44

Eine Runde voraus

ist der Juris-Verlag. Alle Dissertationen — ob Buchdruck, ob Fotodruck — werden im eigenen Betrieb gedruckt. Der Umweg über den auftragsvermittelnden Verleger fällt weg. Die Lieferzeiten sind kurz, die Termine werden pünktlich eingehalten, die Preise sind sehr günstig. Papier, Farbe, überhaupt alle Hilfsstoffe, werden ausschliesslich in der Schweiz eingekauft. Die Arbeitslöhne kommen der schweizerischen Wirtschaft zugut.

Sie sehen den Betrieb, in welchem Ihre Arbeit gedruckt wird. Besondere Schwierigkeiten können Sie mit dem Setzer direkt besprechen. Sie können sogar diktieren. Dass alle Abzüge von uns korrigiert werden, ist selbstverständlich.

Gerne erwarten wir Ihren Besuch in unserem zentral gelegenen Büro, zwei Minuten vom Paradeplatz.


Dr. H. Christen
Juris-Verlag
Zürich 1, Basteiplatz 5/Talstrasse
Tel. (051) 27 77 27

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. (Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung). Tellerservice ab Fr. 1.90



Alkoholfreies Restaurant/Konditorei Tea-Room/Hotel «Biber» am Hirschenplatz, in nächster Nähe der Uni.



Die beliebtesten

BIELLA-Kollegbücher

in farbig Plastik und Kunstleder finden Sie in reicher Auswahl im Papeterie- und Bürofachgeschäft.

Immer BIELLA verlangen und Sie sind zufrieden.

Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen

Ueber das Diskutieren

Die Studentischen Arbeitsgemeinschaften beider Hochschulen in Zürich konnten im vergangenen Semester auf ein 15jähriges Bestehen zurückblicken. Es sei dies zum Anlass dafür genommen, die Tätigkeit dieser für das kulturelle Leben an den Zürcher Hochschulen bedeutsamen Einrichtung näher zu beleuchten. Weiterhin soll begonnen werden, über die einzelnen Gruppen des vergangenen Semesters zu berichten.

Es begann... damit, dass sich im Wintersemester 1946/47 erstmals eine Gruppe von Studenten zusammensetzte, um in gemeinsamen Diskussionen mit Kommilitonen anderer Fachrichtungen über verschiedene Probleme zu sprechen. Es ging um Politik, Philosophie, Gegenwartskultur. Interessant ist die Tatsache, dass es Studenten der ETH waren, die den Anfang machten. Eine gemeinsame Angelegenheit beider Hochschulen wurde es erst einige Jahre später. Unsere Polyaner scheinen damals noch nicht die Scheuklappenakademiker gewesen zu sein, als die sie heute oftmals bezeichnet werden.

Die Art der Durchführung der einzelnen Diskussionsgruppen hat im Laufe der Jahre manche Modifikation erfahren. Die heute hauptsächlich praktizierte Form der Arbeitsgemeinschaften hat sich seit einigen Jahren bewährt.

Unter der Leitung von Rolf Winiker, der im letzten Sommersemester aus dem Amte schied, gelangten die Arbeitsgemeinschaften zur heutigen Blüte.

An der Spitze... der Arbeitsgemeinschaften steht jeweils ein Präsident. Er wird, ebenso wie der für die Seite stehende Quästor, von den Studentenparlamenten gewählt, d. h. vom Delegiertenkonvent der Studierenden an der ETH und vom Grossen Studentenrat der Universität. Dem Präsidenten obliegt es nun, sich geeignete Kommilitonen als Gruppenleiter zu suchen und sich gegebenenfalls geeignete Themen aus den Fingern zu saugen. Ein Idealfall ist es, wenn sich ein Leiter mit eigenem Thema findet.

Die Hauptarbeit... fällt den Gruppenleitern zu. Sie organisieren eine Arbeitsgemeinschaft allein oder zu zweit. Sie nehmen Kontakt auf mit fachkundigen Referenten, die als Fachleute einleitende Referate halten, die dann als gemeinsame Diskussionsgrundlage dienen. Wie die Leiter übereinstimmend erklären, ist die Durchführung einer Arbeitsgemeinschaft wohl mit gewissem Zeitaufwand verbunden, der jedoch in gar keinem Verhältnis zur Fülle der gesammelten Erfahrungen und zur Bereicherung des Gedankengutes steht.

Obwohl... wir in der Diskussion unsere eigentliche Arbeit sehen, betrachten wir sie nur als Mittel zum Zweck: Wir wollen ein Ziel erreichen, ein Ergebnis gewinnen. Im vergangenen Semester haben wir begonnen, von einzelnen Arbeitsgemeinschaften vervielfältigte Protokolle herauszubringen. Die Form, in der das geschah, mag als Experiment gelten. Es wird einige Zeit dauern, bis sich ein genaues Rezept angeben lassen wird.

H. v. Philipsborn («Das Gesetz») bringt in seinem Protokoll den Wortlaut der Referate und der wichtigsten (?) Diskussionsbeiträge unter jeweiliger Namensnennung der einzelnen Diskussions-

teilnehmer. Gegen dieses Vorgehen können wohl nicht im vorliegenden Fall, wohl aber bei zukünftigen «heiklen» Themen (z. B. politischer oder weltanschaulicher Natur), bei denen sich die Diskussionsteilnehmer durch die zu erwartende Publikation ihrer Meinung nicht befangen fühlen sollen, Bedenken vorgebracht werden.

U. P. Frey («Politische Parteien») fasst das Referat und die Diskussion zu einem Bericht zusammen. Ein weniger objektiver Leiter hätte in diesem Falle natürlich die Möglichkeit, das «Protokoll» seiner Meinung entsprechend zu verfassen. Die Vervielfältigung von Protokollen wollen wir uns zur Gewohnheit machen. Daher soll hier nur kurz die Problematik aufgeworfen werden.

Die Zahl... der angemeldeten Teilnehmer an den Gruppen der Arbeitsgemeinschaften war im vergangenen Semester um mehr als 50% höher gegenüber früheren Semestern. Ungefähr zwei Drittel der Angemeldeten sind Studenten der Universität, ein Drittel Studierende der ETH. Ein Blick auf die Semesterzahl der Teilnehmer zeigt, dass neben dem 1. Semester das 5. überdurchschnittlich stark vertreten ist, während die restlichen Semester je ungefähr gleichen Anteil haben. Die Zahl der teilnehmenden Studentinnen ist höher als nach ihrem prozentualen Anteil an der Gesamtstudentenschaft zu erwarten wäre. Auch als Gruppenleiter haben sich unsere Kommilitoninnen vielfach bewährt.

Kursberichte

In dieser Ausgabe und in den folgenden soll kurz über die Arbeit in den einzelnen Gruppen der Arbeitsgemeinschaften berichtet werden. Wir beginnen heute mit der Arbeitsgemeinschaft «Praktische Entwicklungshilfe». Es folgen Berichte über die Arbeitsgemeinschaften «Politische Parteien der Schweiz», «Das Gesetz in den verschiedenen Wissenschaften» und «Wir und die Dritte Muse».

«Praktische Entwicklungshilfe» Diese Arbeitsgemeinschaft stellte die Fortsetzung einer im Sommersemester 1961 begonnenen dar. Das einleitende Referat hielt Prof. Dr. R. F. Behrendt, Bern.

Da gerade das statistische Material dieses Vortrages einen tiefen Einblick in die Probleme der Entwicklungsländer bot, seien hier einige Zahlenangaben wiederholt. Der Referent definierte Entwicklungsländer als solche, die an den heute gemessenen Möglichkeiten noch weniger entwickelt sind als die Länder, die diese Möglichkeiten ausschöpfen und daher einen höheren Lebensstandard haben. Von den insgesamt 3 Mrd. Erdbewohnern gehören 40% nicht unserem Kulturbereich an. Alle entwickelten Länder im westlichen Bereich umfassen 485 Mill. Einwohner, d. h. sie stellen mit einem Anteil von 15% an der Gesamtbevölkerung eine ausgesprochene Minderheit dar.

Die Hauptaufgabe der Arbeitsgemeinschaft, die unter der Leitung von Regula Stolba (phil. I) und Peter Diethelm (Abt. IX) stand, war die Durchführung von Geldbeschaffungskaktionen zur Finanzierung von schweizerischen Lehrkräften für eine Schule in Tunesien («Projekt Hafouzu»). Die Arbeitsgemeinschaft wurde zu diesem Zwecke in verschiedene Untergruppen aufgeteilt. Eine dieser Untergruppen führte in der Vorweihnachtszeit eine Strassenverkaufsaktion durch, die einen Reinertrag von über 15 000 Fr. erbrachte (Verkauf von Schokolade und Zinzhölzern).

Bei der durchgeführten «Samichlausaktion», bei der sich Familien eines Studenten als Samichlaus engagieren konnten, entstanden hohe Spesen durch Mieten von Kostümen. Es ist geplant, im nächsten

Auch in Genf...

können uns die städtischen Abfuhrwagen aus dem Morgenschlaf reissen, doch auch dort sind sie kein zuverlässiger Weckdienst. Eines Morgens weckte mich ein solches Vehikel recht unsanft. Ich hatte mich richtig verschlafen. Rasch stürzte ich mich in die Kleider und verliess eilends das Haus.

Wie ich an der Bushaltestelle wartete, legte sich ein Frauenarm sanft um meine Schulter und eine lebenswürdige Stimme fragte mich: Etes-vous gentil? Erstaunt drehte ich mich um und blickte in ein freundlich lachendes Mädchengesicht. «Je pense que oui.» Unversehens brachte sie den zweiten Arm hervor, den sie bisher geschickt hinter dem Körper verborgen gehalten hatte. Ueber ihm hingen Zeitungen. Sie schaute mich aufmunternd an: «Faites-moi plaisir et achetez un journal! C'est pour les étudiants.»

Damals fragte ich mich, ob eine Aktion wie die in Genf, wo jede Studentin und jeder Student einen Tag lang die eigens hierfür gedruckte Zeitung verkaufen, ähnlich auch in Zürich durchführbar wäre.

Heute ist der Moment gekommen, da diese Idee, allerdings abgewandelt, bei uns verwirklicht wird. Die folgenden Überlegungen, dass die Entwicklungshilfe für den Westen ein wichtiges Problem darstellt, dass eine Beteiligung unsererseits daran direkten Kontakt zwischen unseren beiden Hochschulen und einem Entwicklungsländchen schafft, indem wir Kommilitonen aus unseren Mitten dorthin schicken, und dass uns die Beschaffung der nötigen Geldmittel in nähere Berührung mit unserer eigenen Bevölkerung bringt, haben vor einem Jahr die Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen Zürichs bewogen, sich nach einem geeigneten Projekt umzusehen. Wir sind nach Überprüfung verschiedener Möglichkeiten in ein Partnerschaftsverhältnis mit dem SHAG (Schweizerisches Hilfswerk für aussereuropäische Gebiete), eine Organisation, die schon während längerer Zeit in der Entwicklungshilfe erfolgreich tätig ist, getreten, weil die Kontinuität einer studentischen Organisation nicht gesichert ist und wir uns keine langen Vorarbeiten administrativer und diplomatischer Art leisten können. Wir nehmen damit an einem schon bestehenden Projekt für Tunesien teil. Tunesien ist für unsere Zwecke besonders günstig, weil es relativ nahe liegt, und sich uns dort keine sprachlichen Schwierigkeiten bieten (zweischprachig: Arabisch und Französisch).

Das SHAG unterhält in Hafouzu, einem sogenannten Bourguiba-Dorf, wo verwahrloste und verwaiste Kinder zusammengezogen und geschult werden, die Kostüme in einer Nähaktion selbst anzufertigen. Besondere Aufmerksamkeit wurde der Vorbereitung der in diesem Semester durchzuführenden Arbeitstage gewidmet, im Rahmen der Studenten die verschiedensten Beschäftigungen ausführen werden. Der Verdienst kommt dem Projekt zugute.

Diese Arbeitsgemeinschaft wird im Sommersemester 1962 zum dritten Male durchgeführt werden.

Das Programm SS 1962 liegt ab Anfang Mai in den Hauptgebäuden von Uni und Poly auf. Wir erwarten auch in diesem Semester wieder eine grosse Zahl von Anmeldungen. Jeder ist willkommen — beachtet aber bitte den Anmeldetermin.

M. G. A. Koenig

«Hafouzu»-Arbeitstage: 14. bis 19. Mai

werden, Werkstätten, die der Ausbildung von Schlossern, Schlossern und Agromechanikern dienen. Das SHAG benötigt nun mehrere gute Lehrkräfte, die den ärmern Kindern neben der Berufslehre ein Allgemeinwissen vermitteln.

Wir haben uns verpflichtet, zwei bis drei Lehrer aus unserer Mitte auszusuchen, ihre Reise nach Hafouzu zu finanzieren und sie zu besolden. Die Beschaffung der Mittel aber soll, den studentischen Verhältnissen entsprechend, dem Einzelnen keine finanziellen Opfer auferlegen, sondern durch persönlichen Arbeitseinsatz aufgebracht werden. Ein Teil des notwendigen Geldes ist bereits durch die «Chlausaktion» und die Aktion «Dein Partner» vorhanden.

Nun ruft die Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen Zürichs für praktische Entwicklungshilfe alle Studentinnen und Studenten auf, während der Woche vom 14. bis 19. Mai einen Tag an Arbeitsplätzen zu schaffen, die die Kommission eigens dafür gesucht hat.

Diese Aktion «Arbeitstage» wird dann zu einem vollen Erfolg führen, wenn sich ca. 1000 Studentinnen und Studenten freiwillig zur Arbeit melden. Wir bitten alle, die Anmeldung auf einer Postkarte mit Angabe des Namens, Vornamens, der genauen Adresse und des Tages, an dem der Einsatz geleistet werden kann, an folgende Adresse zu richten:

Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen Zürichs für praktische Entwicklungshilfe, Büro 47a, c/o ETH, Leonhardstrasse 33, Zürich, oder die Anmeldebogen, die am 30. April verteilt worden sind, auszufüllen. A. F.



Einer leichet zum laden us

Es war ein reichet mann, ein efermann, der auch im fadregiment faß, der het einen sun, der thjet vil kindisjer und netrisjer ding. Der vatter lert ihn und predigt ihm, und fraff ihn, aber der sun wolt uober alle ding ein narr sein. Ein mal da kam der vatter us dem rat, da stued sein sun in dem sal

under dem fenster und schlug das wasser ab, aber brüntjet us dem fenster usß, und da er den vatter

sahe, da hort er uff brünzlen, und floß wider zue dem fenster hinyn. Und da es der vatter sahe, da

waz er fro und gedacht: Das ist ein zeichen der vernunft, und meint der sun schampft sich vor ihm, und

da er zue dem sun kam, da fragt er ihn, warumß er

ihn geflohen hat, da er under dem fenster stued

und brüntjet. Der sun sprach: ia lieber vatter, ich

fordjt du würdest mich an dem feichfaden zue dem

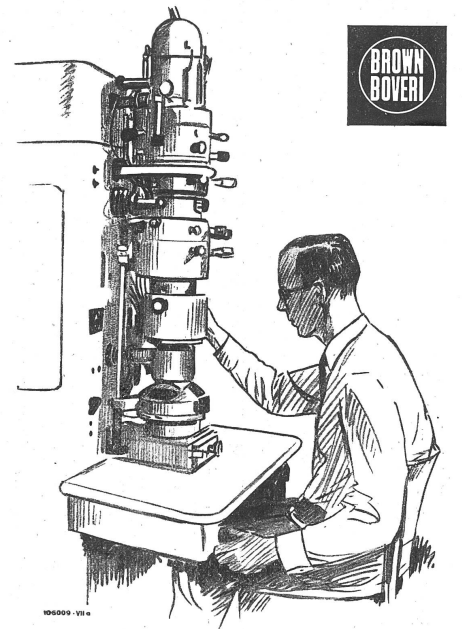
fenster hinuß ziehen, darumß bin ich geflohen. Da

erkant der vatter, das sein sun ein narr wolt sein,

und ließ also von seiner lejt, und ließ den sun ein

narren bleiben.

aus: Alte deutsche Schwänke „Von narren und ungelerten lüten“



BROWN BOVERI

Durch Forschung zum industriellen Fortschritt

Der Wirkungskreis des Brown Boveri Zentrallaboratoriums umfaßt die Bereiche der Chemie, der Physik und der Technologie. Es leistet wichtige Entwicklungs- und Kontrollarbeit und liefert die unerlässlichen Grundlagen für den Bau unserer Maschinen und Apparate.

A-G. BROWN BOVERI & CIE. BADEN SCHWEIZ

Otto Fischer AG.
Zürich 5

Fabrikation und Engroshaus elektrotechnischer Bedarfsartikel

Lieferung nur an konzessionierte Firmen!

INGES TELEVISION
Grammo Tonbandgeräte

R Das Fachgeschäft mit den
A Tiefpreisen
D 15% Studentenrabatt
I Zuverlässiger Service
Seriöse Garantie
O Bequeme Teilzahlungsbedingungen, Miete

G. R. Schindler, dipl. Ing., Sonneggstr. 28
Zürich 6, Tel. (051) 47 3111 bei der ETH

nur Olivetti Lettera 22



hat die wesentlichsten Vorteile einer modernen Büromaschine bei kleinster Dimension und geringstem Gewicht. Automatischer Setz - Tabulator, Segmentumschaltung, dreifache Zeilenschaltung, Anschlagregulierung, beidseitiger Wagen-Freilauf. Gewicht: 3,7 Kg. Höhe: 8,5 cm.

Fr. 328.—



Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S.A.B.

OLIVETTI (SUISSE) S.A. Zürich 3 Steinstrasse 21

Jahresbericht und Jahresrechnung 1961 der Lokalkommission Zürich der Hilfsaktion für Flüchtlingstudenten in der Schweiz

I. Allgemeines

Am 23. Oktober 1961 waren es 5 Jahre her, dass sich das ungarische Volk gegen Unterdrückung und Terror zur Wehr setzte. Bekanntlich wurde die Befreiung durch russische Panzer brutal verteilt, was zu einer Massenflucht in den Westen führte. Damals — 1956 — starteten Zürcher Studenten spontan eine Hilfsaktion, um ihren ungarischen Kommilitonen ein Weiterstudium in Zürich zu ermöglichen. In der Folge konnten an den beiden Hochschulen über 300 Ungaren aufgenommen werden.

1959 wurde die damalige Ungarnkommission Zürich der gesamt-schweizerischen Hilfsaktion für Flüchtlingstudenten angegliedert und wird seither Lokalkommission Zürich der Hilfsaktion für Flüchtlingstudenten in der Schweiz genannt. Damit wird auch zum Ausdruck gebracht, dass sie wieder für Flüchtlingstudenten aller Herkunftsländer offen steht.

Zur Zeit hat sie jedoch nur Ungaren zu betreuen, die 1956/57 in die Schweiz kamen. Die Ereignisse brachten es mit sich, dass damals eine ausserordentlich grosse Zahl von Flüchtlingen aufgenommen wurde, die jetzt nach und nach ihre Studien beenden. Bis heute konnten 116 Studenten mit Erfolg ihre Studien abschliessen. Damit sinkt die Zahl der Stipendiaten mehr und mehr, zumal die Kommission aus den Ungarnflüchtlingen nur noch jene wenigen nach Massgabe der vorhandenen Mittel der Hilfsaktion neu aufnimmt, die in Ungarn maturiert haben und aus besonderen Gründen erst heute ihre Studien in Zürich fortzusetzen in der Lage sind; diejenigen Ungaren andererseits, welche als Schüler röhren und jetzt in der Schweiz die Matura ablegen, werden seit Herbst 1960 nötigenfalls durch Hochschulstipendien unterstützt.

Zahl der ungarischen Flüchtlingstudenten, die durch unsere Kommission unterstützt wurden:

WS 56/57	SS 57	WS 57/58	SS 58	WS 58/59
247	260	278	285	305
SS 59	WS 59/60	SS 60	WS 60/61	SS 61
246	260	185	155	118

II. Tätigkeit und Zusammensetzung der Kommission

Der Kommission gehörten im Berichtsjahr 1961 an:

- Dr. H. Bosshardt, Sekretär des Schweizerischen Schulrates, Präsident
 - Prof. Dr. M. Plancherel, Vizepräsident
 - E. Spillmann, Sekretär der Universität Zürich dipl. El. Ing. ETH J. Ottrubay, Dozent am Technikum Luzern
 - and. iur. B. Hatt, Vertreter der Studentenschaft der Universität Zürich
 - stud. Masch. Ing. H. Jenny, Präsident des Verbandes der Studierenden an der ETH, bis SS 61 stud. Phys. U. Brauchli, Vertreter des Verbandes der Studierenden an der ETH, bis SS 61 stud. sc. nat. K. Lang, Präsident des Verbandes der Studierenden an der ETH, seit WS 61/62 stud. Masch. Ing. H. Fuchs, Vertreter des Verbandes der Studierenden an der ETH, seit WS 61/62
- Die Kommission trat im Berichtsjahr zu 4 Sitzungen zusammen, an denen regelmässig auch Herr Dr. W. Backes, Rektoratssekretär der ETH, als Gast teilnahm. Die Kommission erteilte dabei 4 neuen Gesuchstellern Stipendien und verlängerte

die semesterweise beschlossenen Unterstützungen an bisherige Stipendiaten, sofern befriedigende Auskünfte der Fachdozenten vorlagen.

Ausserdem wurden für die Semesterferien den Prüfungskandidaten sog. Ferienstipendien bewilligt, da das reguläre Stipendium nur während 9

Monaten pro Studienjahr ausbezahlt wird. Das reguläre Stipendium beläuft sich seit Dezember 1960 auf Fr. 300.— monatlich.

Im Berichtsjahr 1961 konnten 41 Stipendiaten ihre Studien mit Erfolg abschliessen, die sich auf folgende Gebiete verteilten:

ETH: Abteilung	I	II	IIIA	IIIB	IV	VI	VII	
	3	2	6	4	7	2	2	: 26
Universität:	4 Mediziner, 2 Zahnärzte, 1 Tierarzt							: 7
Technikum Winterthur:	6							: 6
Konservatorium und Musikhochschule Zürich:	1							: 1
Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich:	1							: 1
	Total							41

III. Jahresrechnung Erfolgsrechnung und Bilanz per 31. Dezember 1961

Einnahmen		
Beiträge der Aktion der Schweiz. Hochschulen	Fr. 116 200.—	
Rückerstattung der Polizeiabteilung	Fr. 191 212.50	
Spenden und Patenschaften	Fr. 45 847.95	
Freiwillige Beiträge der Studierenden	Fr. 7 624.75	
Kerzenaktion 1960	Fr. 71 010.52	
Bankzinsen	Fr. 3 796.49	
	Fr. 435 692.21	
Aufwand		
Stipendienauszahlungen an ungar. Flüchtlingstudenten*	Fr. 281 840.70	
Studentenbetreuung	Fr. 8 962.50	
Zahlung- und Pflegekosten	Fr. 5 126.90	
Zahnarztkosten	Fr. 1 475.75	
Allg. Spesen	Fr. 1 557.37	
Löhne	Fr. 6 369.50	
Büromaterial	Fr. 679.80	
Abschreibungen auf Mobiliar	Fr. 8 606.67	
Ertrags-Überschuss 1961	Fr. 583.—	
	Fr. 129 096.69	
	Fr. 435 692.21	

Aktiven		
Kassa		Fr. 2 383.40
Postcheck		Fr. 1 355.29
Banken: J. Vontobel & Co.		Fr. 6 839.—
Zürcher Kantonalbank		Fr. 16 131.—
Eldg. Rechnungswesen		Fr. 174 717.35
Darlehen		Fr. 1 786.50
Rückzahlbare Stipendien		Fr. 2 939.—
Transitor. Aktiven: Studienmaterial	Fr. 2 544.25	
Semesterarb.	Fr. 871.05	
Verrechnungssteuer	Fr. 110.09	
		Fr. 3 225.39
Mobilien		Fr. 1 038.—
		Fr. 210 414.93
Passiven		
Rückstellung		Fr. 2 362.75
Kapital		Fr. 78 955.49
		Fr. 129 096.69
	+ Zuwachs 1961	Fr. 208 052.18
		Fr. 210 414.93

IV. Revisionsbericht der «Fides Treuhand-Vereinigung»

Wir stellen fest, dass die Ziffern der von uns geprüften Bilanz und Erfolgsrechnung per 31. Dezember 1961 in allen Teilen mit den Abschlusszahlen der Buchhaltung übereinstimmen. Auf Grund der von uns vorgenommenen Prüfungsarbeiten haben wir die Überzeugung gewonnen, dass die Darstellung der Rechnung sowie die Führung der Bücher ordnungsgemäss erfolgten.

Gestützt auf unsere Erhebungen beantragen wir Ihnen, die vorliegende Jahresrechnung ohne Vorbehalt zu genehmigen.

Zürich, den 17. Februar 1962
FIDES
 Treuhand-Vereinigung
 sig. Dr. Winzeler sig. pp. Gloor

V. Bemerkungen zur Jahresrechnung

Die Jahresrechnung schliesst mit einem Vermögensüberschuss von Fr. 210 414.93 ab. Den Löwenanteil der Einnahmen machen Rückerstattungen der Polizeiabteilung des Eldg. Justiz- und Polizeidepartementes aus. Die Eldg. Polizeiabteilung vergütet pro Stipendiat für 4 Studiensemester und die beiden Semester vor dem Abschluss 75% der Stipendienauslagen. Als zweitgrösster Einnahme-

posten figurieren Beiträge der Finanzaktion der Schweiz. Hochschulen. Sie stellen die auf Zürich fallende Quote des Sammlungsergebnisses pro 1961 dieser gesamt-schweizerischen Finanzaktion dar. Die Aktion der Schweiz. Hochschulen wird im Laufe des Frühlings 1962 ihre Sammelstätigkeit abschliessen, womit die allgemeine Hilfsaktion wieder freie Hand bekommen wird, für Flüchtlingstudenten aller Herkunftsländer gesamt-schweizerische Sammlungen durchzuführen.

Noch nicht berücksichtigt in der Jahresrechnung ist der Erlös der Kerzenaktion von Weihnachten 1961 von rund Fr. 72 500.—, weil die Abrechnung und Ueberweisung erst im Jahre 1962 erfolgte.

Die monatlichen Stipendienauszahlungen belaufen sich zur Zeit auf rund Fr. 20 000.—.

VI. Schlussbemerkung und Ausblick

Die grosse Zahl erfolgreicher Studienabschlüsse und der gute Rechnungsabschluss zeichnete das vergangene Jahr für die Kommission als eines der erfolgreichsten aus. Das verdanken wir in erster Linie allen treuen Spendern, Helfern und Gönnern der Hilfsaktion für Flüchtlingstudenten. Ganz besonders herzlich danken wir den Mitgliedern der Aktion der Schweiz. Hochschulen zu Gunsten ihrer ungarischen Flüchtlingstudenten,

Im Studheim und Clausiusstrasse 35



SAB
 Dein Einkauf
 Dein Preis
 Dein Laden

die während der letzten 4 Jahre mit grossem Erfolg gesamt-schweizerische Sammlungen bei Industrie und Wirtschaft durchführten.

Auch unseren direkten Spendern und Gönnern danken wir von Herzen für ihre lange Treue und tatkräftige Hilfe, die sie uns während vielen Jahren erwiesen haben.

Aber auch den Studenten, die die Kerzenaktion 1961 durchgeführt haben, sei an dieser Stelle Dank und Anerkennung ausgesprochen. Sie haben erneut gezeigt, dass sie weiterhin bereit sind, ihren geflüchteten Kommilitonen zu helfen.

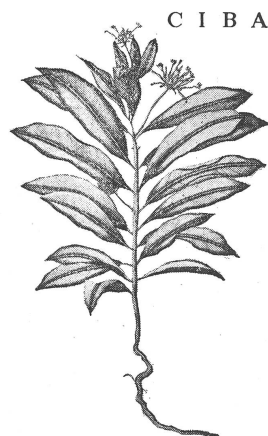
Dank schulden wir auch der Eldg. Polizeiabteilung, die immer grosses Verständnis für unsere Anliegen zeigte.

Nachdem wir während fünf Jahren die Förderung und das Wohlwollen weiter Kreise erfahren durften, gehen wir gerne der Hoffnung Ausdruck, auch weiterhin auf Unterstützung zählen zu dürfen, um die Aufgaben unseres studentischen Hilfsverbandes erfüllen zu können.

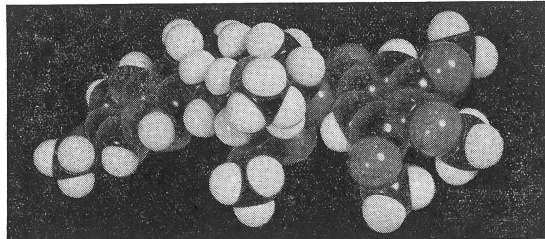
Zürich, den 5. März 1962

Lokalkommission Zürich der Hilfsaktion für Flüchtlingstudenten in der Schweiz
 Der Präsident: Dr. H. Bosshardt
 Der Sekretär: sig. Dr. H. Schweizer, stud. iur.

Die chemische Synthese hat in den letzten Jahrzehnten den Heilmittel-schatz des Arztes um kühne Errungenschaften bereichert. Ausser den künstlich hergestellten Präparaten schenkt aber die Medizin nach wie vor den Naturstoffen aufmerksame Beachtung. Kein Weg wird vernachlässigt, der zur Bekämpfung heimtückischer Krankheiten zu führen vermag. Und auch die CIBA beschränkt sich nicht auf die Synthese, sondern befasst sich daneben in sorgfältigen Untersuchungen mit den Naturstoffen. So ist es in ihren Forschungslaboratorien gelungen, das Reserpin, ein Reinkalkolid aus der Rauwolfiapflanze, zu isolieren. Pharmakologische Analysen und ausgedehnte klinische Prüfungen haben die in diesen Wirkstoff gesetzten Hoffnungen bestätigt. Seit Jahrhunderten wurde die Rauwolfia in Indien als Volksheilmittel gebraucht. Der CIBA kommt das Verdienst zu, nach langwierigen Arbeiten dem Arzt einen chemisch definierten Naturstoff, der eine exakte Dosierung erlaubt, in die Hand gegeben zu haben. Unter dem Namen Serpasil findet dieser natürliche Wirkstoff in der Behandlung der Hypertonie und in der Psychiatrie Verwendung.



Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.



**Lichtpausen
 Plandruck
 Offsetdruck
 Photokopien
 Dissertationen**

Ed. Truninger

Urianstrasse 9
 Zürich 1
 Tel. (051) 23 16 40



Vor und nach dem Kolleg
 eine Erfrischung im

Café Studio

Zürich beim Pfauen

Sonnegg-Drogerie

Die Studierenden wissen, dass sie bei uns sämtliche Toiletten- und Parfümerie-Artikel finden und besonders freundlich und gut bedient werden.

Sonneggstrasse 27
 Zürich 6, beim Poly
 Telefon 47 64 59
 A. Ruedinger

Studenten tragen Nylon-Hemden



aus porösem Nylsuisse.
Bügeln absolut überflüssig.
 Weich wie Seide. Schweizer Fabrikat.
 Mit Plastik-Kleiderbügel. In Polybeutel verpackt.
 Grössen 36 bis 44.

16.50 mit 8% = netto

15.20

In den LVZ-Selbstbedienungsläden und im St. Annahof, Stadt und Oerlikon, (Zürich, Bahnhofstrasse 57 / Füsslistr., Tel. 25 58 30. Oerlikon, Schaffhouserstrasse 344, Tel. 46 44 12). Auf Wunsch Vermittlung durch jede LVZ-Filiale.

Lebensmittelverein Zürich

Es Dach überem Chopf

. . . ist wohl eine der zahlreichen Voraussetzungen, damit unsere Zürcher Studenten ihren Studien obliegen können. Nicht minder wichtig sind die dazu notwendigen Finanzen, die zu erbringen nicht jeder in der Lage ist. So hat dieser Tage der Chef des Eidgenössischen Departementes des Innern vom Bundesrat den Auftrag erhalten, einen Art. 27 quater der Bundesverfassung auszuarbeiten, der die Grundlage für eine vermehrte finanzielle Unterstützung von Studenten und Technikern durch die öffentliche Hand schaffen soll.

Bei allen wohlgemeinten und fortschrittlichen Bestrebungen dürfen jedoch zwei Dinge nicht aus den Augen gelassen werden:

- Die öffentliche Hand soll nur dort einspringen, wo die Möglichkeiten der privaten nicht mehr ausreichen — ein Grundsatz unseres föderalistischen Staatswesens.
- Stipendien haben nur solange einen Sinn, als genügend Studienplätze vorhanden sind. Schon heute werden begabte Leute von Technika abgewiesen wegen Platzmangels.

Daher: Forcierung der Bemühungen um die Vergrößerung der bestehenden und die Schaffung neuer Ausbildungsstätten für Akademiker und Techniker.

Einen erfolgreichen Start ins Sommersemester wünscht



Freisinnige Partei der Stadt Zürich

Unser Internationales Ingenieurbureau für die Beratung der Zellulose- und Papierindustrie sucht für ihre Bureaux in Zürich

Junge Ingenieure

für Projektierung von Anlagen der Zellulose- und Papierindustrie.
Wir bieten: Vielseitige Arbeit mit ausgezeichneten Entwicklungsmöglichkeiten; gut bezahlte Dauerstellen.
Erwünscht, aber nicht Bedingung sind: Erfahrung in der Planung von Fabrikanlagen, ferner Sprachkenntnisse (ital., engl., franz.)
Offerten mit Lebenslauf und Zeugnissen sind erbeten an:
Paperconsult Aktiengesellschaft
Postfach Zürich 32

Kleine MIGROS

Zeitung Nr. 22

Die Entwicklung der Verkaufsformen

Die Verkaufsformen im Lebensmittel-Detailhandel haben seit Kriegsende eine gewaltige Wandlung erfahren, als deren Folge sich auch unsere Einkaufsgewohnheiten weitgehend verändert haben. Bis 1948 kannte man in der Schweiz nur den altgewohnten Bedienungsladen — meist ein Lädli, in welchem die Warenrotation ungenügend, die technischen Einrichtungen mangelhaft und die Spesen unverhältnismässig hoch waren. Als die Migros in diesem Jahre in Zürich den ersten Selbstbedienungsladen unseres Landes eröffnete, setzte erwartungsgemäss in Fachblättern und auch Tageszeitungen ein Wehegeheul ein, das nachzulesen heute nur Heiterkeit oder Kopfschütteln hervorgerufen kann. Längst ist ja die Selbstbedienung selbstverständlich geworden, und zur Bewältigung der heutigen Umsatzmengen wäre ein anderes System gar nicht mehr denkbar.

Von den Konsumenten ist die neue Verkaufsfart sofort akzeptiert worden, weil sie die Vorteile der freien Auswahl und damit des unbeflügelten Einkaufs erkannten. Durch ihr Urteil haben sie der Umstellung zum Erfolg verholfen und wiederum bewiesen, dass der endgültige Entscheid in solchen Fragen immer beim Käufer liegt, so wenig dies gewissen Kreisen auch passen mag. Der Anteil der Verkaufsstellen in reiner Selbstbedienung beträgt heute in der Migros 97,4% gegenüber erst 10,2% im Durchschnitt des Schweizerischen Lebensmittelhandels. Der praktisch abgeschlossene Umstellung entspricht auch der hohe Stand unserer technischen und hygienischen Ladeneinrichtungen, der Verpackungen und der Warenpräsentation.
Eine weitergehende Entwicklung der Selbstbedienung führt zum Discount-House. Hier entfällt jegliche Dienstleistung und Beratung, was die Spesen natürlich auf ein Minimum reduziert, in schweizerischen Verhältnissen aber offenbar keinen grossen Anklang bei den Konsumenten findet. Die Preisbindungen der Markenartikel verhindern jedoch, dass die Einsparungen dem Kunden zugute kommen können.
Die Entwicklung in der Schweiz nimmt ihren Fortgang in anderer Richtung. Unverkennbar ist ein Trend zum Grossladen, in welchem gemäss dem Motto der Migros-Märkte «alles unter einem Dach» nicht nur Lebensmittel, sondern auch Gebrauchsartikel und Textilien für den täglichen Bedarf zur Auswahl stehen.
Ein solcher Supermarkt ist seinerseits der erste Schritt zu einem eigentlichen Einkaufszentrum, in welchem die verschiedensten Branchen zusammengefasst sind und dadurch den Schwerpunkt eines Quartiers bilden. Wenn auch solche Zentren bisher mehr oder weniger zufällig entstanden sind, so ist doch in naher Zukunft damit zu rechnen, dass sie in neuen Ueberbauungen auf Grund gesamthafter Planung ihren Namen verdienen und damit auch die nötige Zugkraft ausüben werden. Es dahin bleibt nur die Beobachtung, dass sich durch das Ansiedeln privater Läden rund um bestehende Migros-Filialen örtliche Schwerpunkte bilden, welche in ihrer Art auch als Einkaufszentren bezeichnet werden können. *fx*



Jedem, dem die Speiseabfertigung im Studheim oder in einem anderen Lokal verleidet ist, wird es ein Vergnügen sein, hin und wieder für sich selbst oder für seine Gäste zu kochen. Meistens fehlt es nicht an der nötigen Zeit, sondern eher am Mut. Oft liegt es an der mangelnden Phantasie.

Da ich selber sehr gerne und oft koche, und dabei gar nicht viel Zeit verliere, werde ich versuchen, Dir einige zweckmässige Ratschläge zu geben.

Der Grundfehler meiner Kochgeräte ist ein Dampf-kochtopf und ein Bratpfännchen. Du wirst mir vorwerfen, dass ein Dampfopf eine sehr teure Angelegenheit sei und eher ein Luxus. Aber rechne Dir aus, was Du an Gas, Elektrisch und Zeit sparst wegen der fünfmal kürzeren Kochzeit. Es ist sicher ein bedeutender Unterschied, ob Du für eine Speise 15 Minuten brauchst oder eine ganze Stunde. Es wäre gar oft der wesentliche Grund, wieso Du nicht selber kochst.

Als erstes Gericht stelle ich Dir eine einfache aber sehr nahrhafte Suppe vor. Die Mengen sind für zwei Personen gedacht, weil ja sowieso ganz zufällig Deine Freundin auf Besuch ist. Im Dampfopf brät man drei Minuten einige Knochen in zwei Esslöffeln Öl, dazu schütte ich eine feingehackte halbe Zwiebel. Dazu kommt ein halbiertes Rüebli, ein Stückchen Sellerie, ein Stengel Lauch, einen Viertel Chabis und drei geviertelte Kartoffeln. Das

Gemüse wird weitere drei Minuten gedämpft und dann mit 1 dl billigstem Tischwein abgelöscht. Erlaubt das Budget keinen Wein, so gibt man eben nur Wasser hinzu, und zwar nur soviel, dass es genau 4 Teller gibt (eine stärker verdünnte Brühe nährt nicht mehr), das ist pro Teller 2 1/2 dl, also insgesamt 1 l Wasser. In die Suppe gibt man 1 Teelöffel Salz, 1 Bouillonwürfel und als Gewürz ein wenig Pfeffer, Selleriegewürz und eine Messerspitze Curry. Nun wird die Suppe zugedeckt und 15 Minuten unter Dampf gesetzt.

Feinschmecker pflegen dazu kleine geröstete Speck- und Brotwürfel zu servieren oder geschnittenen Schnittlauch und Peterli.

In der Bratpfanne werden in feine Würfel geschnittener Speck mit einer Handvoll Brotwürfel zusammen braungeröstet. Wenn Du zu den Speckwürfelchen noch eine gehackte Knoblauchzehe mitröstest, wird das Ganze noch viel aromatischer.

Die Suppe wird direkt aus der Pfanne in die Teller angerichtet und darauf den Speck und die Brotwürfelchen gestreut. Das Gemüse kann aus der Pfanne herausgefischt und nachher separat serviert werden. Einfacher ist es, wenn das Gemüse in der Suppe selbst aufgetischt wird.

Wenn Du Dir nicht soviel Zeit nehmen willst, dann könntest Du es mit Spaghetti und Hackfleischsauce probieren.

Das Wasser im Dampfopf mit 1 Esslöffel Salz aufsetzen. Sobald das Wasser kocht, die Spaghetti ungebroschen zugeben und mit der Gabel auflockern. Sobald das Wasser wieder siedet, wird der Deckel aufgesetzt und sobald der Dampfdruck erreicht ist, genau noch 4 Minuten gekocht. Nach 3 1/2 Minuten kann man die Pfanne auf die Seite stellen und die Bratpfanne aufs Feuer stellen. Darin werden 2 zerhackte Knoblauchzehen angebraten und nachher 100 Gramm Hackfleisch zugeben. Das Fleisch nur zwei Minuten anbraten, einen Teelöffel Mehl darüber streuen und mit einem Schuss Wein ablöschen. Die Sauce ist mit Salz, Pfeffer und Thymian zu würzen. Während das Fleisch brät, können die Spaghetti abgeschüttet werden. Die Teller müssen unbedingt heiss sein, darum beim Abschütten des heissen Spaghettiwassers die Teller einfach unter das Sieb stellen. Auf dem Teller kommt ein kleines Stück Butter auf die Feigwaren und dann die Sauce darüber. Geriebener Käse wie Sbrinz oder Parmesan gehört fast obligatorisch zu jeder Spaghettimahzeit. — Ich wünsche recht guten Appetit.

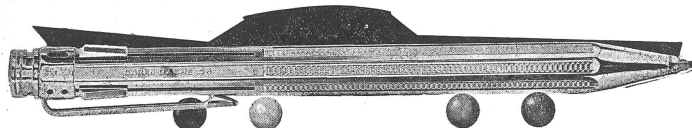
Diese beiden Speisen sind natürlich recht einfach, über kompliziertere werde ich mit viel Vergnügen später berichten.

Luzius Huber, cand. arch.

Der Zeitungskopf und die klischierten Spaltenüberschriften stammen von Peter Lüthi, Nassenwil.

Der modernste 4-Farben-Kugelschreiber

CARAN D'ACHE



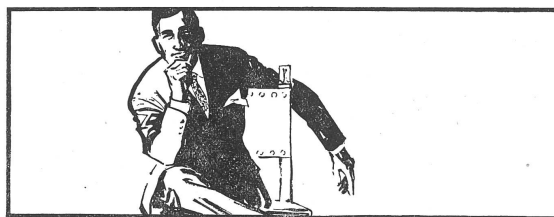
Rassige, zuverlässige Farbschaltung — Unverwüthliche Schweizer Mechanik

Restaurant Bar Hotel



Zürich Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner
—
Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfenschule



Tuch AG

Herrn- und Knabenkleider

Zürich — bei der Sihlporte
Zürich-Oerlikon — Schulstrasse 37

Das Geheimnis unserer günstigen Preise:

eigene Stoff-Fabrikation
eigene Kleiderverarbeitung
eigene Verkaufsgeschäfte

TEA ROOM LUNCH ROOM


AM HIRSCHENPLATZ
BEI DER ZENTRALBIBLIOTHEK
**Studenten mit Legi
auf Essen 10%**


Die Swissair sucht Studenten für

Samstag- und Sonntagaushilfe Aushilfe in den Semesterferien

als Ramparbeiter zum Beladen und Entladen der Flugzeuge im Startdienst auf dem Flughafen Zürich-Kloten.

Anforderungen: Gute Gesundheit, kräftige Konstitution, Bereitschaft zu unregelmässiger Arbeitszeit.

Interessenten werden gebeten, sich zu melden bei der Swissair, Departement Operation, Personaldienst Bodenpersonal, Zürich 58, Flughafen, Telefon 84 2121, intern 3133.

Erfolgreiche, Männer sind gut angezogen



Zürich: Bahnhofstr. 84, Talstr. 82, Limmatquai 138

Kenner kennen KENT

 KENT gehört zu den
erfolgreichsten
Filter-Cigaretten
der Welt.
Nur KENT besitzt
den neuen
Micronite-Filter!


King Size 1.30/Box 1.20

FEUILLETON

Erinnerungen an Granada

Ich bin kein besonders hübsches Mädchen, dem alle Männer mit Freuden behilflich sind. Im Gegenteil! Viele Schönheitsfehler sind mir verehrt worden; zum Beispiel eine krumme Nase, die zwar zu meinen leicht krummen Beinen gut passt, doch «krumm» ist nicht jedermanns Geschmack. Dazu Sommersprossen, rote Haare und noch einige ähnliche Dinge mehr.

Doch in Spanien ist das alles nicht so schlimm. Die Spanier sind auch zu solchen «Schönheiten» nett; und drum rate ich jedem Mädchen mit ähnlichen Problemen: Fahre doch während deiner nächsten Ferien nach Spanien. Lasse die Spanier alle deine guten Eigenschaften ausfindig machen. Du wirst staunen, was dabei alles zum Vorschein

kommt! Und am Ende deiner Ferien fährst du glücklich und zufriedener mit dir und der Welt wieder nach Hause. So war es wenigstens bei mir; doch nun zur Geschichte.

Für mein Firma hatte ich während drei Monaten in Madrid gearbeitet. Vor meiner Rückreise in die Schweiz erlaubte mir mein Chef einige Ferientage, gerade genügend Zeit für eine kurze Reise nach dem Süden.

Mein erster Halt war Granada. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft befand ich mich schon voller Entdeckungseifer in einem von Touristen überfüllten Bus, der uns zu den Tannhöhlen der Zigeuner bringen sollte. Leider war ich später von dem Abend etwas enttäuscht. Wohl waren die Zigeunerinnen echt und tanzten ihre «Flamencos». Auch ein Gläslein Wein war gut und half zur Stimmung. Und trotzdem bemerkte ich schnell, dass hier für etwas anderes als nur Freude getanzt wurde. Ich war traurig, dass keiner meiner Spanierfreunde aus Madrid dabei war, die hätten mich sicher zu echteren Zigeunerhöhlen geführt.

Am anderen Morgen stand ich früh auf, um genügend Zeit für die Besichtigung der Alhambra zu haben. Den ganzen Morgen verbrachte ich in dieser Märchenburg, staunte und schaute so lange, bis meine Augen nichts Neues mehr aufnehmen konnten. Erst dann bemerkte ich, dass es unterdessen Mittag geworden war, und mein Magen vor Hunger knurrte. So beschloss ich, weitere Besichtigungen auf den Nachmittag zu verschieben und erst einmal zu essen.

Während ich durch die kühle Baumallee hinter zur Stadt ging, dachte ich an die besten spanischen Gerichte und Spezialitäten, bis mir das Wasser im Munde zusammenlief, und ich kaum mehr warten konnte. Doch plötzlich wurde ich aus meinem Menu-Träumen herausgerissen. Ich hörte jemanden ein mir gut bekanntes spanisches Studentenlied singen. Unwillkürlich drehte ich mich um und hatte auch gar keine Mühe, den Sänger zu finden, er stand schon neben mir. Ein lustiger junger Spanier, schwarze Haare, schwarze Augen und voller Lebensfreude.

«Touristin, eh? Engländerin? Amerikanerin? Deutsche? Französin?» Alle Länder kamen dran, ausser der Schweiz. Na ja, von der Schweiz hört man weniger als von andern Ländern, ausser man ist ein Käse-Händler, ein Uhrenspezialist oder ein reicher Tourist.

Ob mir Granada gefalle? Oh, er versichere mir, es wäre die schönste Stadt der Welt, dagegen wäre nichts zu sagen! Warum ich schon zur Stadt hinunterginge? Aha, Hunger! Da wisse er mir einen guten Rat: Sein Freund hätte das beste

Restaurant von Granada, eigentlich von ganz Südspanien, vielleicht von ganz Spanien, lauter Spezialitäten und typisch spanische Gerichte! Dazu den besten Wein! Und für mich erst noch Spezial-Bedienung! Er werde mich gleich hinführen, gar nicht weit zu gehen, nur fünf Minuten von hier. Aus den fünf Minuten wurde dann eine gute halbe Stunde, doch mir war es recht, so lustig wurde die Unterhaltung. Ich nannte alle mir bekannten spanischen Studentenlieder und «Flamenco»-Gesänge, und eines nach dem andern wurde mir mit lauter Stimme mitten im grössten Verkehr vorgesungen. Dazu wurde ich durch die Gassen bis in einen maritimen Stadteil geführt. Sogar die Kathedrale wurde noch vor dem Mittagessen und ohne Gesang besichtigt. Endlich kamen wir trotz allem zum Restaurant, wo ich unter heimlichem Getuschel und Augenwinkeln seinem Freund anvertraut wurde. Und schon liefen die Kellner und ich hatte Mühe, mich Essen nachzukommen!

Mein «Reiseführer» wurde zum Mittagessen zu Hause erwartet. Am Nachmittag wollte er mich wieder treffen, um die Stierkampfarena und den Fussballplatz zu zeigen.

Ob er denn Zeit dazu hätte? Eigentlich nicht, da er zur Schule gehen sollte. Doch sein Vater erlaube ihm sicher, einen Nachmittag dort wegzubleiben. Seine letzten Examensnoten wären nämlich wirklich ausserordentlich gut gewesen!

So ganz wohl war es mir bei diesem Rendez-vous ja nicht, aus verschiedenen Gründen: Erstens erinnerte ich mich an alles, was mir meine Mutter über Strassenbekanntschaften gesagt hatte. Zweitens wollte ich niemandem zum Schulterschwänzen folgen, besuchten wir erst die Gärten des Generalfelds, dann einige Kirchen. Anschliessend näherten wir uns dem Zigeunerberg, so weit wir uns hinwagten, so dass ich einige Zigeunerinnen ganz aus der Nähe sah. Dann kam ein Bummel durch die Souvenir-Läden, wo ich mit viel Vergnügen echtem spanischem Handeln zusah. Dass ich genügend Geld dabei hatte, um den angeschriebenen Preis zu bezahlen, liess meinen Freund ungerührt.

Ich hatte aber schon eingewilligt. Doch machte ich mir vorerst wenige Gedanken darüber, ich glaubte kaum, dass mein Freund auftauchen würde; so einen netten Vater konnte ich mir nämlich nicht vorstellen.

Doch ich hatte mich getäuscht, zur abgemachten Zeit wurde ich abgeholt. Meinen Wünschen folgend, besuchten wir erst die Gärten des Generalfelds, dann einige Kirchen. Anschliessend näherten wir uns dem Zigeunerberg, so weit wir uns hinwagten, so dass ich einige Zigeunerinnen ganz aus der Nähe sah. Dann kam ein Bummel durch die Souvenir-Läden, wo ich mit viel Vergnügen echtem spanischem Handeln zusah. Dass ich genügend Geld dabei hatte, um den angeschriebenen Preis zu bezahlen, liess meinen Freund ungerührt.

Ich hatte aber schon eingewilligt. Doch machte ich mir vorerst wenige Gedanken darüber, ich glaubte kaum, dass mein Freund auftauchen würde; so einen netten Vater konnte ich mir nämlich nicht vorstellen. Doch ich hatte mich getäuscht, zur abgemachten Zeit wurde ich abgeholt. Meinen Wünschen folgend, besuchten wir erst die Gärten des Generalfelds, dann einige Kirchen. Anschliessend näherten wir uns dem Zigeunerberg, so weit wir uns hinwagten, so dass ich einige Zigeunerinnen ganz aus der Nähe sah. Dann kam ein Bummel durch die Souvenir-Läden, wo ich mit viel Vergnügen echtem spanischem Handeln zusah. Dass ich genügend Geld dabei hatte, um den angeschriebenen Preis zu bezahlen, liess meinen Freund ungerührt.

Nun aber müsse ich unbedingt die Stierkampfarena und den Fussballplatz sehen.

Kilometer um Kilometer gingen wir durch die Strassen, ich interessierte mich je länger je weniger für spanische Stierkampfarenen. Endlich waren wir da und ich liess mich erschöpft auf den erstbesten Sitz nieder. Zum Ausruhen liess mir mein Begleiter jedoch keine Zeit. Er sprang über die Palisaden und führte mir einen vollständigen Stierkampf vor: erst den Einzug der Matadore und die Ehrenrunde, dann dumpfes Hufgetrampel und das schwere Schnaufen des Stiers, alles wurde auf das beste nachgeahmt. Sogar meine Rolle übernahm mein Freund, die des Publikums. Wenn immer er eine Sekunde Zeit fand, imitierte er die Anspannungs- und Erregungsbewegungen zum Kampf. Ein wahrlich grossartig, Schweisestriefend und ausser Atem erklärte er mir dann noch die besten Sitzplätze der Arena, auf Sonnenstand und gute Blickwinkel abgestimmt.

Dann zum Fussballplatz, der mir auch auf das genaueste erklärt wurde. Endlich schien auch mein Freund müde geworden zu sein. Wir beschlossen, in ein kleines Restaurant etwas essen zu gehen und unsere müden Beine ausruhen zu lassen.

Gerne hätte ich meinen Begleiter zum Wein und den Calamars einladet, um ihm ein wenig von meiner Dankbarkeit für den schönen Nachmittag zu zeigen, doch wurde mir das nicht erlaubt. Von seinem Vater hatte er mittags das Taschengeld für nächste Woche geliehen bekommen, damit er mich heute abend einladen könne. Leider wäre es mir sehr wenig und darüber wäre er sehr traurig.

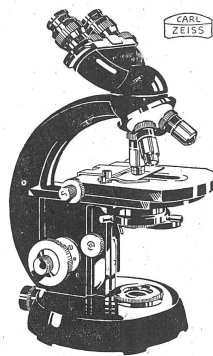
Während ich das alles niederschreibe, kommen mir diese Erinnerungen manchmal fast unwirklich vor. Ich kann selber kaum glauben, dass jemand so nett zu mir gewesen war. Mein ganzes Heimweh nach Spanien kommt neu hervor, ich möchte so gerne wieder mit jenen Leuten leben, die sich um ihre Mitmenschen kümmern und die so lustig und voller Lebensfreude sind.

Nach dem Essen wurde ich ins Kino geführt. Auf dem Weg liefen wir, ohne es zu wollen, in die Arme des «sagenhaften» Vaters meines Freundes. Ich erwartete ein Donnerwetter für beide und ein «Schnurstracks-Nach-Hause-Gehen», doch anscheinend wusste der Vater wirklich von Schulterschwänzen seines Sohnes. Je mit einer Tafel Schokolade und den besten Wünschen für einen schönen Abend wurden wir für das Kino entlassen.

Am nächsten Morgen musste ich früh aufstehen, um den 7-Uhr-Zug nach Malaga zu erwischen. Als ich zur Hotelhalle kam, glaubte ich meinen Augen kaum. Wer stand da und wartete auf mich, mit einem Blumenstrauß in der Hand? — Mein Reiseführer! Nun konnte ich wirklich meinen Traum kaum mehr zurückhalten. So nett war kaum jemals jemand zu mir gewesen.

Die Blumen kämen von seiner Mutter, aus ihrem Garten, und sie wünsche mir eine gute Reise. Und nun müssten wir uns beileben, es wäre schon spät.

Eine marokkanische Münze, die ich in allerletzter Minute als Andenken an Granada und meinen dortigen Tag bekam, trage ich seither in meinem Geldtäschchen herum. Sie erinnert mich an meine glücklichste Zeit: Die Tage in Spanien, und an die nettesten Leute: Die Spanier. Später werde ich dorthin zurückfahren, denn ich habe noch vieles von ihnen zu lernen. Dorothee Hauri



ZEISS Standard-Mikroskop

Das Ergebnis einer 100jährigen Tradition

- Lichtstarke Einbauleuchtung
- Koaxiale Triebknöpfe für Grob- und Feineinstellung
- Grosser Kreuztisch mit koaxialen Bedienungsknöpfen (beidseitig)
- Vollkommener Präparatenschutz durch gefederte Fassung der Objektive
- Vergrößerungswechsler f. d. Okulare
- Neue Achromate und Neofluare

Vertretung für die Schweiz:

GANZ Optar AG
ZÜRICH

Bahnhofstr. 40 Tel. (051) 251675



Studenten willkommen

Unibar	Universitätsgebäude
Erfrischungsraum	Zahnärztliches Institut
Karl der Grosse	beim Grossmünster
Olivenbaum	beim Bahnhof Stadelhofen
	Parterre Selbstbedienung
	1. Stock Bedienung
Rüti	Zähringerstrasse 43, beim Central
	Mittag und Abend auch 1. Stock
Zur Limmat	Limmatquai 92, 1. Stock
Frohsinn	am Hottingerplatz

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften